Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 33 Leipzig, den 11. August **1892**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Gotteserkenntnis. Joh. 1, 18 — Zweierlei Weltanschauung. Zweite Hälfte. — Geisterbanner. Altes und Neues vom Exorzismus: 3; 4 — Kardinal Manning: 1. Als Anglikaner — Aus Luthers Trostbriefen: 5. An solche, die um des Christentums willen Verfolgung leiden mußten — Der Einzelne und die Alkoholfrage: 2. Deutsche Anfänge der Mäßigkeitsarbeit — Bücher und Schriften: Aus dem Lande der umgekrempelten Heiligen — Anzeigen

Gotteserkenntnis

Niemand hat Gott je gesehen. Der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündigt.
Joh. 1, 18

Daß Gott sei, wissen auch die Heiden und Teufel und ziehen daraus ihre praktischen Schlüsse für ein Leben in Lust oder in Furcht; wie Gott sei, ist keine Religion anzugeben imstande mit Ausnahme der christlichen. Denn wie der Mensch seines Nebenmenschen Wesen ganz nur aus der Beobachtung zu erkennen vermag, wie dieser sich zu seiner Umgebung, seinem Hause, in seinem näheren und entfernteren Wirkungskreise verhält, ebenso ist Gottes Wesen lediglich zu erkennen aus den Beziehungen Gottes zu dem Kreise, der auf ihn als seinen leitenden Mittelpunkt sieht. Dieser Kreis ist Gottes Reich. Wie sich Gott allein in diesem offenbart, daß der Mensch ihn kennen lernt, so offenbart er sich aber allein dem Menschen, der selbst Glied dieses Reiches ist. Nur einem solchen tritt Gott mit dem ganzen Aufschluß seines Wesens in seinem lebendigen, persönlichen Sein entgegen. Dem Menschen außerhalb des Reiches wird, selbst wenn er seine Beobachtung auf die Beziehungen Gottes zu seinen Reichsgenossen richtet, die volle Erkenntnis immer verschlossen bleiben. Nur wer Gottes Wirkung auf sich fühlt, was eben allein innerhalb der Reichszugehörigkeit möglich ist, erkennt auch Gott. Eine unbeteiligte Erkenntnis ist nicht möglich; wo sie zu erstreben gesucht wird, wird ein toter Gott erkannt, aber kein lebendiger. Das Reich Gottes ist auf Erden durch Jesus Christus begründet; so kann auch niemand in das Reich hineingelangen ohne an seiner Hand, nämlich durch die Wiedergeburt aus Wasser und Geist, durch die eigne Herzensreinigung auf die Reinheit Jesu Christi hin und durch das Zeugnis des Geistes an den Geist, daß wir durch Jesus Christus Gottes Kinder sind. Sind wir Gottes Kinder, so sind wir auch Gottes Reichsgenossen und erkennen als Kinder den Vater, als Reichsgenossen den König dieser und jener Welt. So ist Jesus Christus die alleinige Vermittlung, durch die der Mensch zur Erkenntnis des lebendigen Gottes gelangen kann.

Was sagen dem Menschen, der Jesu und damit dem Reiche Gottes fernsteht, die Eigenschaften Gottes, aus denen man ihn teilnahmlos hat kennen lernen wollen? Gott ist allmächtig. Auch der Teufel ist in seinem Reiche in seiner Weise allmächtig, aber darum fürchtet man so wenig den Teufel wie Gott und traut keinem mehr zu als sich selbst. Gott ist allgegenwärtig; der Teufel auch. Aber man unterläßt darum so wenig um Gottes willen das Böse, das man thun will, wie um des Teufels willen das Gute, wenn man es einmal thun will. Gott ist allweise, wohl; was aber habe ich davon, wenn meine Weisheit davongeht. Hilf dir selber, so wird dir Gott helfen! Gott ist allgütig. Weil die Naturordnung es mit sich bringt, daß Sonnenschein und Regen abwechselt. Wenn diese Ordnung einmal meine Saaten vernichten will, was hilft mir da alle Güte Gottes? Gott ist gerecht. Mag sein, die Menschen werden deshalb nicht gerechter. Was nützt also alle Kenntnis der Eigenschaften Gottes. Im Himmel mag er sie alle entfalten; ich bin auf Erden und habe auf Erden zu leben.

Weiß nun der Reichsgenosse mehr von Gott? Die Eigenschaften, die die andern wissen, weiß er auch; aber er weiß, daß Gott allmächtig, allweise, heilig, gerecht, gütig ist um seinetwillen, daß alles, worin Gott als ein Wesen von solchen Eigenschaften hervortritt, um seinetwillen geschieht, ihn zu ermutigen, zu trösten, zu züchtigen, immer aber als ein Kind näher an den Vater heranzuziehen. Wie der irdische Vater alles thut und unternimmt um der Seinigen willen, ihnen nach seiner Kraft das Leben zu bereiten, wenn seine Augen einst geschlossen sein sollten, also läßt auch Gott die Sonne scheinen und regnen, Kriegs- und Friedenszeiten wechseln, Hoffnungen scheitern und erfüllen um des einzelnen Menschen willen. Und der in seinem Reiche ist, weiß dieses und lernt derart Gott verstehen, fürchten und lieben, nicht als einen Gott, der nur gern außen an die Welt stößt, um sie im Gange zu halten, sondern als einen Gott, der unter seinen Menschenkindern in seinem Reiche selber lebt und jedes Einzelnen Wohl und Wehe als das eigne auf dem Herzen trägt. Dann suche ich Gott nicht mehr außerhalb oder innerhalb der Welt, sondern ich weiß, daß er überall mir der Nächste ist. Dann frage ich nicht Erd- und Himmelsforscher, daß sie mir Gott zeigen möchten, sondern ich frage mein eignes Herz, und dieses lehrt mich Gott besser erkennen als alle theologischen und philosophischen Bücher über ihn. Dann blicke ich nicht in unverstandener Sehnsucht nach den Sternen, sondern setze mich zu Jesu Füßen, und dieser redet zu mir nicht von Beweisen der Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines göttlichen Wesens, sondern spricht zu mir von dem Vater im Himmel. Dann erkenne ich, halte und fasse meinen Gott und bin selig, sein Kind zu sein, in seinem Reiche zu leben und ihm zu dienen, schwach und doch stark.

Du bist das Licht, von Gott gesendet,
Dein Wort ist wie die Sonne klar,
Und wer sich dem hat zugewendet,
Der wird erleuchtet wunderbar:
Du Licht aus Gott, ich bitte dich,
Erleuchte mich, erleuchte mich!

E Schn

Zweierlei Weltanschauung

Zweite Hälfte

5

Wir würden die Gefahren des Individualismus nicht so ausführlich geschildert haben, wenn man nicht die Beobachtung machen könnte, daß sie — wenn auch in abgeschwächter und verfeinerter Gestalt — auch auf dem Boden des Christentums eine verhängnisvolle Rolle spielten. Dieselbe Bewegung, die in unsrer Kirche der Individualität zum Rechte verholfen hat, der Pietismus in gewissen seiner Formen, hat, ohne es

zu wollen, in unserm Jahrhundert eine Entwicklung genommen, die jenen Gefahren nicht entgangen ist. Wir alle kennen die Art der Frömmigkeit, in der mit großer Innigkeit und viel Virtuosität eine Pflege des „innern Lebens“ blüht, die sich Selbstzweck geworden ist. Die feine und feinste Beobachtung seiner Seele, die tagebuchartige oder in Briefen niedergelegte Selbstkontrolle, die Ausbildung der zartesten und mannigfaltigsten religiösen und sittlichen Gefühlsnüancen und die Steigerung der Fähigkeit, diesem Leben einen vollendeten, warmen, innigen künstlerischen oder auch sehr unkünstlerischen Ausdruck zu verleihen — all die Erscheinungen, die noch vor einem Jahrzehnt, zum Teil auch heute noch in weiten Kreisen haben beobachtet werden können, sie hängen zweifellos mit der um die Wende des Jahrhunderts eingetretenen Betonung der Individualität zusammen. Wir erkennen in ihnen den ernsten Versuch, mit aller Hingabe und viel Kunst zu arbeiten an dem einen Ziel, „der Seelen Seligkeit“ zu erlangen — wie es im ersten Petrusbriefe heißt —, und zwar in durchaus individueller Weise. Man will diese seine Seele in ihrer Eigentümlichkeit, mit ihren Fehlern und Neigungen verklären und Gott oder Christus nahe bringen.*)

Aber so sehr wir den Grundzug dieser Richtung als einen ernsten anerkennen können, so dürfen wir uns doch darüber nicht täuschen, daß hier sowohl jener ästhetisirende, wie der aristokratische Zug stark hineinspielt. Schon die Thatsache, daß diese Frömmigkeit in den Kreisen der Geburts- und Beamtenaristokratie am meisten Verbreitung gefunden hat, spricht für das letztere. Das kann auch gar nicht anders sein. Zu einer religiösen Gemütspflege solcher Art gehört ein gewisser Grad von feiner Bildung, ein zart entwickeltes Gefühl, eine Fähigkeit leichten und beweglichen Ausdrucks, vor allem aber Zeit und Freiheit von quälenden Sorgen um Nahrung, Erwerb und Beruf. Je feiner diese Art der Frömmigkeit ausgebildet wird, umso mehr wird sie eine Religion für die Gebildeten und die Vornehmen. Ja es ist sogar von kompetenter Seite der Vorwurf gegen die Predigt der evangelischen Kirche, so weit und weil sie sich mit jenem modernen Pietismus verbunden hat, erhoben worden, daß sie „diejenige Entfremdung zwischen den arbeitenden Ständen und der Kirche“ mit verschuldet habe, „deren Umfang und Gewicht jetzt ein erschreckendes Maß einnimmt.“ Ritschl sagt a. a. O. S. 79:

> Wenn die christliche Predigt das geforderte und gepflegte Sündenbewußtsein so steigert, daß dadurch der Wert der menschlichen Arbeit für Gottes Urteil auch nur indirekt verleugnet wird, so entzieht die Kirche dem arbeitenden Menschen am Sonntag den religiösen Trost, auf den gerade er einen Anspruch an das Christentum hat. . . . Findet er jene Weihe seiner Arbeit nicht, so kehrt er der Kirche den Rücken. Diese verhängnisvolle Entwicklung ist also in erster Linie durch den Pietismus verschuldet, der namentlich in Norddeutschland auch deshalb die Fühlung mit den arbeitenden Klassen niemals gesucht und gefunden hat, weil er sich in den aristokratischen Kreisen als das wertvollste Mittel geistigen Genusses empfahl und festsetzte. Unter seinen Anhängern, namentlich seinen Anhängerinnen waren viele, die mit dem Wert der stetigen berufsmäßigen, gemeinnützigen Arbeit keine unmittelbare Bekanntschaft gesucht hatten, sondern ihre ästhetisch angeregte Seelenstimmung durch religiösen Genuß ihres Sünden- und Gnadenstandes zu verklären beflissen waren.

In diesen Worten, deren Richtigkeit im großen und ganzen nicht zu bezweifeln ist — wenn auch noch andre Ursachen den Abfall der Massen von der Kirche bewirkt haben —, ist zugleich angedeutet, daß es die ästhetisirende Art jener Frömmigkeit war, die das Evangelium nicht nach allen Seiten zur Geltung kommen ließ. Es muß ganz notwendig hierbei eine Verkümmerung eintreten. Denn abgesehen davon, daß zu jener Pflege der Religion besondre Gemütsanlagen und Stimmungen gehören, die z. B. bei starken, männlichen Charakteren schwer zu finden sein werden, — es muß jene Art ganz notwendig zu

*) Wie dieser moderne Pietismus mit der Romantik und speziell mit Schleiermacher in seiner frühen Periode zusammenhängt, das hat A. Ritschl in vollendeter Weise geschildert: Schleiermachers Reden über die Religion u. s. w., Bonn, 1874. Vgl. namentlich S. 68 ff. Die genannte Schrift, die zu den schwerst verständlichen Arbeiten des großen Theologen gehört, wird gleichwohl dem, der in ihr Verständnis eingedrungen ist, die Stellung Ritschls in der Gegenwart erschließen, wie keine andre.

einem Kultus der eignen Seele führen, bei der, wie Ritschl sagt, die Empfindung der Sünde zu einer Art von Genuß, der Kampf gegen die Sünde mehr zu einem fruchtlosen negativen Abtötungsverfahren wird. Und damit ist notwendig verbunden eine starke Zurückgezogenheit aus dem praktischen Leben, eine Verwundbarkeit durch die Stöße, die man dort erhält, und vor allem nur zu oft die Unfähigkeit des Urteilens und Handelns in den allgemeinen menschlich-sittlichen Verhältnissen. Daher die oft beobachteten Kontraste: eine gesteigerte Frömmigkeit neben einer Vernachlässigung der einfachsten sittlichen Pflichten, ein fein entwickeltes Empfinden in religiösen und psychologischen Dingen und sittliche Urteilslosigkeit in den Problemen des Lebens. Daher schließlich die trostlose Gesamterscheinung, daß unsre evangelische Christenheit keineswegs als das Musterbild einer reifen, klaren und imponirenden Sittlichkeit den Gegnern unsrer Religion erscheint und erscheinen kann.

6.

Gegen die geschilderten Gefahren des Individualismus in Religion und Sittlichkeit hat sich in neuerer Zeit eine Reaktion erhoben. Heute klingt von allen Seiten der Ruf: nicht individualistische, sondern soziale Weltanschauung! Man könnte meinen, daß die besondern sozialen Nöte unsrer Zeit diese Forderung hervorgerufen hätten. Aber das ist nur teilweise richtig. Denn auch bevor die gegenwärtig herrschenden Fragen die allgemeine Aufmerksamkeit so in Anspruch nahmen wie heute, hat es wenigstens auf dem Gebiete der Theologie nicht an neuen Ansätzen sozialen Denkens gefehlt. Schon bei Schleiermacher, dann aber besonders bei Ritschl tritt mit großer Energie der sehr überzeugende Gedanke auf, daß das Individuum nicht in seiner Loslösung von der Gemeinschaft betrachtet werden dürfe. Es ist eine Fiktion, wenn man so thut, als ob der Einzelne das, was er ist, ganz allein aus sich oder durch den direkten Einfluß Gottes geworden sei. Wie der Mensch überhaupt durch die sozialen und geschichtlichen Verhältnisse, in denen er aufwächst, in entscheidendem Maße mit bestimmt wird, so insbesondre auch der Christ. Sein Erwachen, sein Reifen, sein Wachsen in Glaube, Erkenntnis und Liebe vollzieht sich nicht nur durch den Segen des Gebets und der direkten Offenbarungen Gottes in seinem Innern, sondern vor allem auch durch die zahllosen Einflüsse der christlichen Gemeinschaft, in der er aufwächst. Eltern und Freunde, besonders reife christliche Persönlichkeiten, der Prediger der Gemeinde, die Predigt des Evangeliums, das Evangelium, die Schrift selber, wie sie durch die Ueberlieferung der Gemeinde an uns herangebracht wird — alles das macht uns zu Christen. Man geht fehl, wenn man Bekehrung und Heiligung als einen Akt denkt, der in erhabener stiller Einsamkeit zwischen Gott und dem Einzelnen allein vor sich geht. Man unterschätzt dabei die tausend und abertausend Einflüsse, die aus der Gemeinschaft in uns strömen.

Diese Betrachtung, so fruchtbar sie an sich ist, dient doch zunächst nur dazu, eine richtige psychologische Erklärung der Frage zu geben: Wie sind wir Christen geworden? Aber hier kommt mehr die Kehrseite in Betracht. Aus jenem Standpunkt folgt nämlich, daß der Glaube des Christen auch unmöglich in der Isolirung und im ausschließlichen Verkehr mit Gott bestehen kann. Der Glaube sucht und soll suchen die Gemeinschaft der Gläubigen, um in gemeinsamer Andacht seiner Gotteskindschaft froh zu werden.

Wir wissen recht wohl, daß diese Anschauung zur Oberflächlichkeit führen kann. Es könnte dahin kommen, daß man das Gebet außerhalb der Gemeinschaft suspendirte, weil das einsame Beten weniger bequem ist, vor allem auch, weil es tiefer ins Herz gehen muß. Wir wollen schon hier an diese Gefahr erinnern, um Mißdeutungen vorzubeugen. Aber heute gilt es zunächst einmal jenen Gemeinschaftsgedanken wirklich durchzusetzen. Es ist das bisher keineswegs der Fall. In der Theologie freilich regts sich jetzt. Aber wieviel fehlt noch daran, daß in unsern Gemeindegliedern ein Verständnis für die Bedeutung des gemeinsamen Gottesdienstes vorhanden wäre.*)

*) Z. B. wie gering ist das Verständnis für die Liturgie. Kürzlich hat ein Professor der Philosophie behauptet, die evangelische Kirche wolle

Im Grunde genommen gehen doch die Leute nur in die Kirche, um die Predigt zu hören, oder auch um ein Lied zu singen — aber immer in ganz individualistischem Sinne. Man betet und fühlt nicht anders als zu Hause auch. Daß die Freude an der Gemeinschaft, das Bewußtsein des Verbundenseins wirklich lebendig wäre, kann man nicht behaupten. Man frage sich einmal, ob man selbst z. B. ein Lied, wie das herrliche Zinzendorfsche:

Herz und Herz vereint zusammen
Sucht in Gottes Herzen Ruh!

mit der Stimmung mitsingt, aus der es geboren ist. Ich denke z. B. an solche Verse, wie:

Und wenn eurer Liebeskette
Festigkeit und Stärke fehlt,
O so flehet um die Wette,
Bis sie Jesus wieder stählt.

Laß uns so vereinigt werden,
Wie du mit dem Vater bist,
Bis schon hier auf dieser Erden
Kein getrenntes Glied mehr ist.

Ich meine, diese Stimmung lebt bisher, den Durchschnitt angesehen, nicht in unsren Gemeinden. Wir kennen alle die äußern Gründe dieses Mangels. Laßt uns aber auch nicht die innern Gründe vergessen. Unser Denken und Empfinden auf dem religiösen Gebiete ist noch nicht wieder, wie es am Anfang war, ein soziales, in der Gemeinschaft wurzelndes. Möchte es dahin kommen, daß wir uns nicht mehr als einzelne Christen fühlen, sondern als Glieder am Leibe Christi, wie Paulus sagt.

Ich habe bisher den Gesichtspunkt der gemeinschaftlichen Andacht vorangestellt. Aber nicht minder ist uns heute die Notwendigkeit bewußt geworden, die Gemeindeglieder zu gemeinschaftlichem Handeln mit und an einander zu bewegen. Es ist ein anerkannter Satz, der nicht wieder verloren gehen kann: Der gemeinsame Glaube muß sich auswirken in der Liebesarbeit aller an allen. Die Bewegung, die unter diesem Zeichen begonnen hat, ist die Bewegung der Zukunft, und unsre Kirche wird ihre Lebensfähigkeit daran zu bewähren haben, ob sie sich diesen neuen Anforderungen gewachsen zeigt.

7

Aber unsre Betrachtung soll die Frage der sozialen Ethik nicht vom Standpunkte des großen Ganzen, sondern mehr vom psychologisch-persönlichen Gesichtspunkt aus fassen. Wenn die frühere individualistische Ethik ihr Programm kurz so formuliren konnte: Trachtet am ersten nach der persönlichen Vollkommenheit oder nach der Seelen Seligkeit, so kann man für die neue soziale Anschauung sich die Formel bilden: Trachtet vor allem darnach, daß das Reich Gottes gebauet werde. Was ist das Reich Gottes in diesem Sinne? Sicherlich nicht die vollendete technische Herrschaft des Menschen über die Natur, sicherlich auch nicht ein Reich allgemeiner Glückseligkeit oder höchster Kultur, sondern in dem modernen Sinne, in dem wir den Begriff gebrauchen, verstehen wir darunter die Gemeinschaft der Menschen, die Gott als ihrem König und Vater vertrauen und gehorsam dienen. Diesen Kreis immer weiter auszudehnen und innerhalb seiner den Gehorsam und das Vertrauen zu stärken und zu vermehren, Einrichtungen und Mittel zu schaffen, durch die dem Reiche der Sünde der Boden abgegraben und die Kräfte des Guten und Göttlichen erweckt und geschützt werden — das heißt am Reiche Gottes bauen. Selbstverständlich darf die Vorstellung nicht verengt und eingeschränkt werden auf das Gebiet der äußern und innern Mission, auch nicht bloß auf die praktische Erziehungs- und Seelsorgethätigkeit, wie sie für den Einzelnen im Rahmen der Gemeinde stattfinden soll. Zum Reiche Gottes in diesem Sinne gehört viel mehr. Um von dem Persönlichsten anzufangen: die Selbsterziehung des eignen Charakters zu einer wahrhaftigen, tapfern, sittlich leistungsfähigen Persönlichkeit. Nicht nur „Heiligung“ der Seele vor Gott, sondern die Bereitstellung einer wirklich brauchbaren Kraft für die Arbeit im Reiche Gottes! Diese Forderung ergeht an alle, nicht nur an die, die berufsmäßig mit der Predigt des Evangeliums zu thun haben. Sondern Männer und besonders auch Frauen sind von Gott „berufen,“ jeder an seinem Orte mit zu arbeiten, daß aus der Menschheit immer mehr eine Menschheit Gottes werde, und wer den Ruf vernommen hat, für den ist es Pflicht, sich zu üben und zu bilden für das große Werk. Es ist lange genug die Seelenpflege als ein Werk reinster Innerlichkeit nur um Gottes willen als das einzige Ziel des Menschen hingestellt worden — heute laßt uns vor allem das Ideal sittlicher Kraftbildung für das Reich Gottes aufstellen. Woran fehlt es uns denn heute so? Doch wohl an Persönlichkeiten, die sittlich etwas können, die fest und frei genug sind, um als Felsen in dem Meere allgemeiner Zuchtlosigkeit zu stehen — den Guten zur Rettung, den Bösen zum Scheitern dienend.

ihre erstorbene Lebenskraft wieder auffrischen in der öden Geschmacklosigkeit liturgischer Gottesdienste. Wie weit ist es mit der Atomisirung der Gemeinde gekommen, wenn ein ernster, hochgebildeter Mann nicht mehr versteht, daß gemeinsames Singen und Beten ein Lebensinteresse der religiösen Gemeinschaft ist, notwendiger als die Predigt.

8

Ferner, um den Kreis ein wenig zu erweitern: die Familie. Lange genug ist sie besungen und gefeiert als die Stätte idyllischen Friedens und abgeklärtester Seelenharmonie. Laßt sie uns heute ernsthafter und größer betrachten als die Stätte, in der die Erziehung christlicher Persönlichkeiten am innerlichsten und tiefsten vor sich geht. Gewiß ist hier mit Professor Kaftan die gegenseitige Erziehung der Ehegatten in erster Linie zu betonen. Gewiß ist das die eigentümlich christliche Idealisirung der Ehe, daß wir in ihr ein göttliches Werk zur Ausbildung zweier Personen durch den Dienst aneinander erkennen. Wer sollte ihm hierin nicht freudig beistimmen? Wenn aber Naumann statt dessen die Kindererziehung als den göttlichen Zweck der Ehe in den Vordergrund gerückt hat, so ist dies nicht nur zu verstehen als Reaktion gegen eine ungebührliche Vernachlässigung dieses Punktes in der bisherigen Ethik, sondern doch wohl noch aus einem andern Gesichtspunkte.

Die Arbeit der Ehegatten aneinander, um sich zu geeigneten Gliedern des Reiches Gottes zu machen, ist ein schönes, aber ein unendlich schwieriges Werk, das Liebe, Geduld, Zartheit des Empfindens im höchsten Maße erfordert. Und es kann nicht geleugnet werden, daß diese Kräfte in sehr vielen Ehen nur zu bald ausgehen. Dies liegt daran, daß es der Mehrzahl der Menschen schwer, ja fast unmöglich fällt, ein so hohes Ideal, wie das der gegenseitigen Förderung zu persönlicher Vollkommenheit, aus eigner Kraft dauernd festzuhalten. Dazu gehört ein hoher Schwung der Seele und eine immer von selbst sich erneuernde Begeisterung. Wenn aber dieses Feuer erlischt? Es kann die Weisheit Gottes nicht hoch genug gepriesen werden, die der Mehrzahl der Menschen hier eine Hilfe gegeben hat in der Aufgabe, die ihnen die Kinder stellen. Wo die — sozusagen — freiwillige Begeisterung zu ermatten droht, da tritt in den Kindern immer wieder die Notwendigkeit als ein heilsamer Zwang ein. Der gemeinsame Beruf, für die Kinder zu leben, den die Eltern nicht selbst erwählt haben, sondern der ihnen plötzlich sich aufdrängt, ist der größte Sporn für den individuellen Beruf des einzelnen Gatten. Durch ihn werden sie immer wieder zusammengeführt, um der Kinder willen gilt es immer wieder sich aufraffen, sich verständigen, sich helfen, sich lieben. Nicht nur die erkaltende Liebe lodert wieder auf, nein alle Kräfte des Guten erwachen immer von Neuem durch den Drang der ganz konkreten Aufgaben. Das ist in den geistig höher stehenden Familien so, aber ganz gewiß in noch stärkerm Grade auf einer niedern Stufe. Woher kommt es denn, daß gerade in den untersten Klassen die Eheverlassungen nicht noch viel häufiger sind, als sie thatsächlich leider vorkommen? Sicherlich liegt es nicht an der vollendeten Lebensharmonie der Gatten. Die würde in der Not nicht stand halten. Aber um der Kinder willen hält man zusammen. Die Tugenden der Sparsamkeit, des Fleißes und der Zucht, die doch nicht ganz in unserm Volke ausgestorben sind, sie beruhen doch zum größten Teil auf der Sorge für die Kinder.

Es ist wirklich so: die Naumannsche Formulirung ist deswegen so zu begrüßen, weil sie thatsächlich das ganze Gebiet,

das hier in Betracht kommt, deckt. Und die individuelle Aufgabe der Ehe, die gegenseitige Führung zu Gott, kann dabei nicht leiden, sondern nur gefördert werden. Eine Arbeit aneinander ohne den festen Rahmen des gemeinsamen Berufes ist und bleibt ein so hohes und schwieriges Ziel, daß sie der Mehrheit der Menschheit von Gott nicht zugemutet ist. Die kinderlosen Ehen, die doch nun einmal in Gottes Haushalt die Ausnahme bilden, sind einer besonders schweren Aufgabe gewürdigt. Und so sie hier gelöst wird, liegt eine viel größere persönliche Leistung vor als da, wo eine fröhliche Kinderschar, ohne es zu wissen und zu wollen, die Eltern tagtäglich in eine heilsame Schule nimmt.

9

Ein kleiner Schritt führt aus dem engsten Kreise der Familie zur **Berufsgemeinschaft**. Ich wähle mit Bewußtsein diesen Ausdruck. Ueblicher ist es, hier nur von „Beruf" zu reden. Aber es ist mit vollem Recht gesagt worden,*) daß „auch bei allem Ernst, aller Treue und Aufopferung die Berufsarbeit nicht notwendig Arbeit im Dienste Gottes" oder, wie wir hier sagen wollen, für das Reich Gottes zu sein brauche. Die treue Arbeit des Fabrikarbeiters, aber auch die Pünktlichkeit des Soldaten, die Aktenarbeit des Verwaltungsbeamten und die Buchführung des Kaufmanns brauchen keineswegs Bausteine für das Reich Gottes zu sein. Blüte des Handels und der Industrie, Stärke des Vaterlandes und gute Verwaltung **sind nicht das Reich Gottes**. Es soll auch gewarnt sein vor dem Versuch, mit einer gewissen Gewaltsamkeit bei allen Berufen eine Beziehung zum Reiche Gottes herauszufinden. Das könnte nur zu Künstelei und Unwahrhaftigkeit führen.

So soll es also dabei sein Bewenden haben, daß die Treue in der Arbeit allein um des Arbeitenden willen da sei, daß er dadurch stark, reif, wahrhaftig und frei werde, daß er um ihretwillen die Krone der Ewigkeit aus Gottes Hand erwerbe? Doch nicht bloß dies. So richtig der Gedanke ist, daß der Einzelne in der **Begrenztheit** des einzelnen Berufs mit seinen konkreten Aufgaben sein sittliches Ziel erreiche — diese Betrachtungsweise, die doch individualistisch bleibt, kann allein nicht genügen. Darum reden wir von **Berufsgemeinschaft**. Jeder, der einen konkreten Beruf hat, tritt damit in einen Kreis von Personen ein, mit denen er entweder gemeinsam dasselbe Arbeitsziel verfolgt**) oder die selber das Objekt seiner Thätigkeit sind (Lehrer, Aerzte u. s. w.). In jedem Falle wird unser Dasein mit dem einer Fülle von Menschen verkettet. Wir sind auf einander angewiesen. Von unsrer Treue oder Untreue, von unsrer Wahrhaftigkeit oder von unsrer Gleichgiltigkeit hängt das Wohl unsrer Genossen oder unsrer Pflegebefohlenen unmittelbar ab. Hier baut sich im kleinen ein organisches Reich von Persönlichkeiten auf. Dies zu einem Teile des Gottesreiches zu gestalten, das ist die Aufgabe. Dazu gehört in erster Linie die hingebendste Treue und Aufopferung für die dem Einzelnen befohlene Arbeit. Je tüchtiger sie ist, um so mehr gedeiht das Ganze — nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich. Dann aber — laßt uns alles daran setzen, daß in diesem Kreise Gerechtigkeit und Liebe herrsche, daß die gemeinsamen Zwecke veredelt, und daß Mittel gewählt werden, die sittlich gut und für keinen Einzelnen verderblich sind. Und wenn es möglich ist, laßt uns dahin wirken, daß wenigstens die Einzelnen, vielleicht auch das Ganze sich vor Gott beuge und ihm als König und Vater Gehorsam und Ehrfurcht zolle. So können und sollen wir im Kreise unsrer Berufsgemeinschaft das Reich Gottes aufrichten.

Nur kurz erwähnt seien hier noch die speziellen sozialen Pflichten, die dem Christen in seiner **Gemeinde** erwachsen, von denen wir schon gesprochen haben. Nötiger zu sagen scheint Folgendes: Mit jedem Jahre wird es klarer, daß kein Mensch, geschweige denn ein Christ, sich den Aufgaben des **öffentlichen Lebens** entziehen darf. Was für den Menschen überhaupt pflichtmäßige Sorge um Volk und Vaterland heißt, das lautet für den Christen: Trachtet darnach, daß auch in eurem Volk und Vaterland die Furcht Gottes heimisch und Gottes Wille durchgesetzt werde. Wie das im Einzelnen zu geschehen hat, mag die Zeit und Entwicklung lehren.

*) Bousset, Jesu Predigt im Gegensatz zum Judentum. Göttingen, 1892. S. 77.

**) Diese Thatsache ist noch relativ jung. Sie wird aber fortschreitend eine ungeheure Bedeutung gewinnen, je mehr die einzelnen Berufskreise zu festen Korporationen sich zusammenschließen, wie es heute schon die „Arbeiter" thun.

10

Wir stehen am Schluß dieser Betrachtung. Wie lauten die Grundsätze der sozialen christlichen Ethik?

1. Du bist berufen, an deinem Teil das Reich Gottes auf Erden zu bauen und auszubreiten.

2. Laß dich erziehen und erziehe dich selbst zu einem reifen und starken Arbeiter für Gottes Reich.

3. Sieh die Lebenskreise, in die du hineingestellt bist, Familie, Berufsgemeinschaft, Gemeinde und Staat, so an, daß sie durch deine Thätigkeit Provinzen des großen Reiches Gottes werden mögen.

Nun aber endlich noch eine Frage: Soll denn nun diese soziale Ethik gelten **anstatt** der bisher giltigen individualistischen? Haben wir oben die Gefahren des Individualismus geschildert, so wollen wir nicht die Augen schließen vor den Abwegen, auf die die soziale Ethik **führen kann und führt**. Es scheint ja, als ob bei ihr der Schwerpunkt des menschlichen Daseins von innen nach außen verlegt werde auf Kosten der Innerlichkeit. Das aber ist eine Gefahr. Wie leicht kann es dahin kommen, daß man sich am äußern Thun und Erfolg genügen läßt! Es ist sehr wohl möglich, viel für das Reich Gottes zu thun und selbst innerlich zu verarmen; jeder Prediger weiß, daß Predigen und Seelsorge nicht schützt vor innerm Erkalten und vor Zuchtlosigkeit. Es giebt auch eine Art, durch Arbeit sein Gewissen zu betäuben. Es giebt Menschen, die, weil sie zu viel für andre wirken, für sich selbst keine Zeit und Sammlung haben. Auch hier kann es vorkommen, daß einer die ganze Welt gewinnt und nimmt doch Schaden an seiner Seele. In dieser Gefahr steht heute unsre Christenheit in besonderm Maße, wo sie durch Vereinsthätigkeit und Organisationsaufgaben mehr als gut in Anspruch genommen ist.

Und eine andre: Wo aller Wert gelegt wird auf die Erziehung zu sittlicher Leistungsfähigkeit, da kann es vorkommen, daß etwas andres leidet: die Religion. Es könnte schließlich das Gebet verstummen. Es könnten der Stunden immer weniger werden, in denen wir wie das Kind vor dem Vater unsre Seelen öffnen und Gottes Heiligkeit hineinleuchten lassen, gründlich, bis in alle Winkel der Seele. Es könnten über den Fortschritten vergessen werden die bittern Thaten des Ungehorsams und der falschen Lust. Und sie sollen doch nicht ganz vergessen werden, sondern wie eine ernste Mahnung uns in der Demut erhalten. Ja schließlich droht die Gefahr, daß wir verlieren, was doch das Schönste im Leben der Christen ist: die kindliche Freude, Gott nahen zu dürfen — wie wir es mit einem kühnen Worte nennen: die Liebe zu Gott. Wir möchten uns entwöhnen, in der Nähe des Heiligen zu weilen, und dann kommt vielleicht einmal ein Tag, an dem wir vergebens das Band, das uns mit Gott verbindet, wieder aufzunehmen trachten, weil es verkümmert, abgestorben ist. Und dann werden wir — bei allem Charakter, den wir erworben haben, bei allen Leistungen für das Reich Gottes doch von Gott selber los — ihm ganz entfremdet sein.

Wie schützen wir uns gegen diese Gefahren? Sollen wir vielleicht doch lieber bei einer individualistischen Sittlichkeit bleiben? Ich wage zu sagen: Nein. Denn die Aufgaben, die Gott unsrer Zeit stellt, weisen darauf hin, jene soziale Gesinnung und Kraft zunächst einmal **wirklich zu erringen**. Ich meine, es muß heute das soziale Prinzip **übergeordnet** bleiben. Aber zwei Dinge wollen wir beachten. Erstens: Es gilt die sozialen Aufgaben so **innerlich** wie möglich aufzufassen. Nicht Einrichtungen, nicht Ordnungen und Gesetze, überhaupt keine äußern greifbaren Werke sind das Endziel, sondern die Menschen. Und wieder bei den Menschen nicht das Aeußere, sondern das Innere. Und bei unserm eignen Thun nicht das Thun, sondern die Liebe und der Gehorsam! Nicht Werke, sondern Glaube.

Und zweitens: Was wir auch thun, es sei um Gottes willen und vor seinem Angesicht gethan. Aber nicht bloß für Gott, als bedürfe er unsers Opfers, sondern mit und durch Gott. Es sei unsre Arbeit am Reiche Gottes geboren aus dem Geiste Gottes, den wir im Gebet erhalten, und sie sei getragen von der Furcht Gottes, die uns immer wieder zum Gebet treibt, um vor seinem Angesicht unser Werk und uns selber zu prüfen.

So werden wir den sozialen Anforderungen unsrer Zeit gerecht werden und den Segen des individualistischen Evangeliums nicht verlieren. J W-G

Geisterbanner

Altes und Neues vom Exorzismus

3

Das ohne kirchliche Verordnung, ohne Synoden und andre Beratung in der ganzen Kirche um 200 verbreitete Geisterbeschwören, ursprünglich volkstümliches Laienwerk, ward unter das Gesetz gestellt und zur bleibenden kirchlichen Ordnung erhoben, als sich im dritten Jahrhundert ein über den Laien stehender, von diesen getrennter Priesterstand bildete. Der Exorzismus ward zur Funktion der Geistlichen erhoben und einem niedrigen Grade derselben zugeteilt. Dadurch sicherte sich die Kirche eine Wunderquelle und verfuhr dabei ebenso, wie später bei den wunderwirkenden Heiligen und Wunderbildern. Heiligendienst war ursprünglich ein volkstümlicher, durch keine Verordnung eingeführter Kultus, wurde aber von der offiziellen Kirche unter ihr Gesetz gestellt, wodurch sie eine neue Wunderquelle bleibend erhielt. Dasselbe gilt vom Bilderdienst, einer dritten Wunderquelle, die sich ebenfalls bis heute als ergiebig bewährt hat.

Als eine der ältesten Proben christlicher Homiletik besitzen wir dreiundzwanzig im ganzen kirchlichen Altertum bekannte „Katechesen" des Bischofs Cyrill in Jerusalem, Ansprachen, die er im Jahre 347, als er noch Presbyter war, an die obere Abteilung der Katechumenen in der Auferstehungskirche jener Stadt richtete. Diese Reden setzen den Exorzismus als ein amtliches Thun voraus und zeigen eine neue Wendung, indem die Kirche alle Katechumenen als von bösen Geistern besessen betrachtete und diese dem regelmäßig und oft wiederkehrenden Exorzismus durch die hierzu Ordinirten unterstellte. Die erste, einleitende Ansprache ist ausgezeichnet durch den Ernst der Gedanken, durch die Innigkeit ihrer Haltung, dann aber (Abschnitt 9) nimmt sie eine unerwartete Wendung. Wir übersetzen wörtlich:

> Empfange die Exorzismen mit Eifer. Es wird dir zum Heil gereichen, sei es, daß du angehaucht, sei es, daß du einer Beschwörung unterstellt wirst. — Die Seele kann ohne Exorzismus nicht rein werden. Man hat dir dabei das Gesicht umhüllt, damit sich deine Gedanken sammeln. Während die Beschwörer durch den göttlichen Geist Furcht erregen und die Seele wie im Schmelztiegel glühend machen, entweicht der Dämon.

Wiederholt kommt Cyrill auf diesen ihm offenbar wichtigen Gegenstand zurück (z. B. Katechese 16, 19), und aus den spätern Katechesen erfahren wir, daß der Täufling, nordwärts gewendet, die Hand ausstreckend, kurz vor der Taufe die Formel sprechen mußte: „Ich widersage dir, Satan, allen deinen Werken und deinem Gepränge, sowie allem deinem Dienst." — Hörten wir seither nur vom Exorzismus an Personen, so erfahren wir durch Cyrill von einem solchen an Sachen, nämlich an dem zur Salbung der Täuflinge dienenden Oele.

> Denn gleich wie die Anblasungen der Heiligen und die Anrufung des Namens Gottes die Dämonen brennt und vertreibt, so empfängt auch das exorzisirte Oel durch Anrufung des Namens Gottes eine solche Kraft, daß es nicht allein die Spuren der Sünde ausbrennt und wegwischt, sondern auch alle unsichtbaren Mächte des bösen Feindes vertreibt.

Cyrillus warnt seine Täuflinge vor der Zauberei, also vor solchen Dingen, die man später als schwarze Magie bezeichnete. Die Kirche wollte ihren Wunderruhm nicht durch außerkirchliche Wunder schmälern lassen und bot ihren Angehörigen deshalb die weiße Magie, d. h. die von ihr selbst geübte.

Bis auf den heutigen Tag hat die römische Kirche den Stand der Exorzisten bewahrt, und jeder Kleriker empfängt vor der Priesterweihe die Weihe zum Exorzisten,*) wobei in der Weiheformel ausdrücklich bemerkt ist, daß es sich um den Exorzismus sowohl der Täuflinge als der energumeni, d. h. der krankhaft Besessenen, handelt. Jede Taufe eines Kindes ist mit dem Exorzismus verbunden. Der Volksmund Italiens bezeichnet ein ungetauftes Kind, das von seiner Mutter erst nach der Taufe geküßt werden darf, als Pagano, in Calabrien als Turco, in Griechenland als Drakon (Drache).

Wenn die römische Kirche kürzlich in Bayern durch einen Kleriker eine Dämonenbeschwörung anstellen ließ, so handelt sie nach den ihr eigentümlichen Anschauungen, Traditionen und Gesetzen. Ob sie dabei, wie wir oben aus dem Streben der alten Kirche erkannten, ihr Ansehen fördern und wie früher den Heiden, so jetzt den Protestanten gegenüber geltend machen will, ist zunächst gleichgiltig. In Deutschland ist das Geisterbannen so selten, daß ein solcher Fall das größte Aufsehen erregt, in Italien dagegen so häufig, daß man in solcher Umgebung nicht begreift, wie man in Deutschland über eine Dämonenbeschwörung in Aufregung geraten kann. Von Italien aus gesehen erschien auch der so viel Aufregung veranlassende heilige Rock als eine Kleinigkeit, als ein Ding wie tausend andre, lauter Produkte, die dem in der römischen Kirche herrschenden Geist vollkommen entsprechen, Lebensäußerungen, die nicht in ihrer Vereinzelung, sondern im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung und dem in dieser wirkenden Geist verstanden werden können und bekämpft werden sollten.

Wer in Italien einige Vertrautheit mit der aus priesterlicher Feder stammenden, massenhaft verbreiteten Litteratur der Heiligengeschichten besitzt, weiß, daß fast alle männlichen und weiblichen Heiligen siegreich mit Dämonen kämpften, sei es, daß sie diese von sich abwehrten oder aus Besessenen austrieben. Man wird bei Lektüre solcher Schriften oft an die Mönche des Altertums erinnert. Hieronymus beschrieb das Wunderleben des St. Hilarion, Athanasius das Leben des St. Antonius. Jeder macht seinen Helden zum Dämonenbesieger und erzählt dabei so ungeheuerliche Ammenmärlein, daß man zu der doppelten Frage gedrängt wird: Welchem Publikum durften jene beiden Kirchenlehrer solche Ungeheuerlichkeiten der Abgeschmacktheit bieten? Ferner: Haben jene beiden Kirchenlehrer das für Wahrheit gehalten, was sie von ihren Helden erzählen? Was die weiblichen Geisterbanner unter den Heiligen betrifft, so wird man oft an die heilige Justina erinnert, eine Hauptperson in jenem christlichen Roman, der dem vierten Jahrhundert angehört und das Leben, die Thaten und die Bekehrung des Zauberers Cyprian behandelt. (Kürzlich von Theod. Zahn herausgegeben.) Eine byzantinische Kaiserin hat jenen Roman in poetische Form gebracht. Im zweiten Buch dieser Dichtung sind die Geständnisse jenes Cyprian enthalten, der uns mit Wesen und Thaten der Dämonen bekannt macht, die die Luft durchziehn, „um dann zur Welt herabzusteigen, wo die Menschheit sie mit tausend Uebeln plagen." Justina besiegt alle wider sie anstürmenden Dämonen und bannt sie mit dem Kreuzzeichen.

> Sie wehrte mit dem Kreuzesbild allein
> Des listigen Feinds Geschosse siegreich ab.
> Ein Wunder wars, wie das Gebet Justinas
> Der ganzen Hölle Wut besiegen konnte.

In der jetzigen Heiligenlitteratur Italiens spiegelt sich nicht nur die Anschauung ferner Vergangenheit, sondern auch das Thun der Gegenwart. Das Geisterbannen im heutigen Italien kann seinem innern Wesen nach nur im Zusammenhang mit der populären Dämonenlehre, sowie mit dem gesamten offiziellen und volkstümlichen Zauberwesen verstanden werden, diesem Vampyr, der das Blut des Volkes saugt. Da wir uns an dieser Stelle hierauf nicht einlassen können, müssen wir verweisen auf: Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche Teil IV, Seite 353 bis 409. Kapitel: Hexen und Zauberer. (Gotha, Perthes, 1891.) — Der eigentliche Exorzist ist der durch seine Ordination mit magischen Kräften versehene Priester. Als Dämonenbanners bedient er sich in erster Linie des Weihwassers, mit dem zur Osterzeit alle Wohnungen besprengt werden zur Vertreibung schädlicher Dämonen. Damit das Wasser solche bannende Kraft erhalte, muß es vorher zugleich mit dem darin

*) Conc. Trident. XXIII cap. 2.

befindlichen Salz exorzisirt (entteufelt) werden. (Wie oben das Oel.) Die römische Kirche hat nämlich das Weihwasser aus dem Heidentum übernommen; es steht also nach ihrer Anschauung ursprünglich unter Einfluß der Dämonen, weshalb sie folgerichtig letztere bannen muß. (Siehe das erwähnte Werk Teil I, Seite 15, 46, 232, III, 97, IV, 204, 258, 356, 366, 473.) Um schädliche Dämonen, die z. B. in den Häusern, aber noch mehr in der Luft, im Unwetter hausen oder nach Weise der Larvä umherschweifen, zu bannen, giebt die Kirche durch Hand der Priester eine Menge Bannmittel, z. B. geweihte Oelzweige, Reliquien, Glöcklein (in Loreto), Kerzen u. s. w. — Der Priester treibt auch böse Geister aus dem Körper der Besessenen. Schon Papst Gregor, genannt der Große, erzählt, daß einst eine Nonne einen Dämon verschluckte. Aehnliches geschieht nach dem unter Sizilianern weit verbreiteten Glauben noch jetzt. Die armi cunnannati (Dialekt für anime condannate, Seelen der eines unnatürlichen Todes Gestorbnen) schweifen umher, wie wir schon zu Anfang im Buch Tobias lasen, und wenn man an der Stelle ihres Todes nicht den Mund bekreuzt, fahren sie in den Leib hinein. Jedes Jahr werden massenhafte Exorzismen in drei Kirchen Siziliens durch Priester vorgenommen, wohin man die spirdati (Besessenen) bringt. (Siehe die erwähnte Schrift Teil IV, 364 und 406, 407. Die Zeitschrift Italia evangelica 1885, Nr. 25 brachte einen Bericht über diesen Exorzismus.) — In Sizilien giebt es aber auch Laien, die aus dem Exorzismus ein Geschäft machen, wie die oben erwähnten sieben Söhne des Skeva, oder wie der „Syrer." Man nennt sie daselbst carporali, Befehlshaber, von denen das Volk wähnt, daß in ihnen Geister wohnen, welche mächtiger sind, als die in den Besessenen hausenden Geister. (Siehe die erwähnte Schrift IV, Seite 405.)

4

Verfasser würde hier schließen und seine in der Ueberschrift gestellte Aufgabe als erledigt betrachten, wenn er nicht die Ueberzeugung hegte, daß manche Leser an ihn die Frage richten: Warum hast du die Evangelien und die darin erwähnten Heilungen der „Dämonischen" oder „Energumenen" mit keinem Wort erwähnt? — Meine Antwort lautet kurz: Weil die durch unsern Herrn Christum geschehenen Heilungen dieser Art nicht in den Zusammenhang unsrer obigen Darstellung gehören.

Ein Beispiel wird diese Antwort erläutern. Wenn jemand sich die Aufgabe stellt, eine Darstellung der mit abgeschmackten Mirakelgeschichten angefüllten, im zweiten und dritten Jahrhundert fabrizirten sogenannten apokryphischen Evangelien zu liefern, so gehört in diesen Zusammenhang keineswegs die Darstellung unsrer kanonischen Evangelien. Letztere sind ihrem Wesen nach von jenen grundverschieden, ebenso wie Klänge einer Kirchenorgel von den Tönen einer Drehorgel verschieden sind. Die Geisterbannungen, die nach den Berichten der ältesten kirchlichen Apologeten (Justinus, Tertullian, Origenes, Cyprian, Lactantius) von der Mitte des zweiten Jahrhunderts an in allen Teilen der Kirche durch Laien, die nicht ordinirt waren, (Apostol. Const. VIII, 26) geübt wurden, um durch solchen angeblichen Wunderbeweis die Ungläubigen zu gewinnen (ebenda VIII, 1.), sind von der in unsern kanonischen Evangelien erwähnten Heilung der Dämonischen ebenso verschieden, wie die Person unsers Herrn Christi von jenen Laien verschieden ist, die nach dem Zeugnis jener Apologeten öffentlich vor den Heiden und im christlichen Kultus Geister bannten und, wie Justin in seiner Apologie sagt, dies besser konnten, als die jüdischen und heidnischen Exorzisten (Justin, Apolog. II, 116, 196). Wer den unvergleichlichen Wert unsrer kanonischen Evangelien erkennen will, der beschäftige sich mit den apokryphischen Evangelien, jenen Machwerken einer Zeit, die die christliche Kirche mit einer Flut der apokryphischen Litteratur überschwemmte und heillos verwirrte. — Verfasser hat die Schriften obengenannter Apologeten in Hinsicht ihrer Berufung auf die „Wunder" der Exorzisten gründlich studirt und hat, nachdem er den Charlatanismus, der damals mit jenen „christlichen" Exorzisten in die Kirche eindrang, erkannt, zugleich eingesehen, daß die angeblichen Thaten jener Exorzisten

nichts weiter waren, als eine Nachahmung, um nicht zu sagen Nachäffung dessen, was unsre kanonischen Evangelien berichten.

1. Unser Herr und Heiland hat solche Kranke geheilt, die man damals als Energumenen oder Dämonische bezeichnete, und die heute als Epileptische, Hysterische u. s. w. bezeichnet werden. Diese Heilungen waren nichts andres als die That seiner Heilandsliebe, die That seines Erbarmens mit solchen Unglücklichen. — Wenn die oben genannten Apologeten des zweiten und dritten Jahrhunderts von den Exorzisten und ihren Thaten reden, so sagen sie niemals, daß in der Behandlung der Energumenen die Macht der christlichen Liebe zu sehen sei, sie betonen immer die Macht der Wundergabe, von der sie behaupten, daß sie der Kirche für die Dauer zur Gewinnung der Ungläubigen gegeben sei. Sie sagen: Was die Heiden können, das können wir auch, aber viel besser! Darum wurde der Exorzismus möglichst öffentlich und als Schaustellung betrieben.

2. Wenn unser Heiland die Energumenen heilte, so hat er dabei niemals eine Theorie über das Wesen solcher Krankheit aufgestellt. Er wollte helfen, das war alles. Was er von dem Wesen solcher Krankheitszustände hielt, kann uns gleichgiltig sein. Er war „der Arzt," hat aber nie verlangt, daß man bei diesem Wort an einen „studirten" Arzt denken soll. — Wenn die oben genannten Apologeten von ihren Exorzisten reden, so ist ihnen dabei eine Hauptsache, Theorien über die Dämonen aufzustellen. Diese sind verschieden, aber alle aus dem Heidentum entlehnt, und die Apologeten beweisen, wie viel Aberglauben sie aus letzterm, dem sie früher angehörten, mitbrachten. Tertullian, de anima 57, meint z. B., daß die Seelen der eines gewaltsamen Todes Gestorbnen Besessenheit bewirken, ein Wahn, der noch heute in Sizilien allgemein ist, wobei man sich mit dem Kreuzzeichen schützt, um nicht einen solchen irrenden Geist zu verschlucken! (Siehe hierüber ausführlich: Heidentum in der römischen Kirche Teil IV, Kapitel: Hexen und Zauberer.)

3. Wenn unser Heiland die Energumenen heilte, so geschah dies durch die Macht seiner einzigartigen Persönlichkeit in Verbindung mit dem Wort. — Wenn die erwähnten Apologeten sich auf ihre Exorzisten berufen, so erfahren wir, daß sie sich stehender Formeln bedienten, daß sie den Namen „Jesus" als Zauberwort benutzten und sich auch des geweihten Oeles, sowie des Kreuzzeichens bedienten. Sie traten also in eine Reihe mit den zahllosen Zauberern und Magiern der Kaiserzeit. Wie viel oder wenig jene „christlichen" Geisterbanner ausrichteten, darüber sprechen sich die genannten Apologeten nie mit voller Klarheit aus und bedienen sich gern allgemeiner Ausdrücke.

4. Unser Herr und Heiland tadelte sein Volk: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht." — Die genannten Apologeten vom zweiten Jahrhundert an vergaßen dies Wort, sie stellten neben den Wortbeweis den angeblichen Wunderbeweis, und dieser wurde in der Kirche bald die Hauptsache. Als die erste Wunderquelle benutzte man das Geisterbannen, eine zweite boten später Reliquien und Heilige, eine dritte der Kultus mit seinen zauberhaft wirkenden Handlungen, eine vierte dann die Wunderbilder. Die erstgenannte Wunderquelle trat in den Hintergrund, giebt aber heute immer noch ein trübes Wasser. Kürzlich hörte Schreiber dieses in einer bekannten großen Stadt Italiens eine Predigt über das oben erwähnte Wort Christi. Der sacro oratore deutete es so: „Wo ihr nicht Zeichen und Wunder seht, da sollt ihr auch nicht glauben! Die protestantische Kirche hat keine Wunder, verdient also keinen Glauben, die katholische Kirche hat Wunder, ist also die allein richtige und von Gott beglaubigte." T

Kardinal Manning

Uebersicht: 1. Als Anglikaner; 2. Als Konvertit und als Erzbischof von Westminster; 3. Als Infallibilist und Schulpolitiker; 4. Als Temperenzler, Gönner der Iren und Arbeiterfreund; 5. Schlußurteil über seine soziale Thätigkeit und seine „Bekehrung Englands."

1. Als Anglikaner

Aus jener für die erste Hälfte unsers Jahrhunderts so charakteristischen Strömung, die in Romantik beginnend beim Ultramontanismus anlangte, ragt Manning hervor als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten vermöge der reichen Begabung,

die ihm verliehen, und vermöge der lang andauernden, rastlosen Thätigkeit, die ihm vergönnt war. In weitern Kreisen bekannt geworden ist er durch die volltönende, beredte Zuversicht, mit der er als Konvertit die Rückeroberung der protestantischen Welt für die römische Kirche immer wieder als nahe bevorstehend verkündete; dann durch den zähen Fanatismus, womit er für die päpstliche Unfehlbarkeit eintrat und auf dem vatikanischen Konzil eine leitende Rolle spielte; endlich durch den zielbewußten Eifer, womit er die demokratisirenden, sozialistischen Tendenzen des Papsttums zum Ausdruck brachte. Manning ist in diesen Dingen der Typus des modernen Ultramontanen.

Auch in den Augen unsers deutschen, zeitunglesenden Publikums hat Manning einen gewissen Nimbus erlangt. Hatte er doch die Ehre, von der „Deutschen Revue," die es ab und zu liebt, das Urteil auswärtiger Berühmtheiten anzurufen, um seine Aeußerung über die soziale Frage gebeten zu werden. Und als vor etlichen Jahren der Gedanke auftauchte, ob es nicht zu empfehlen wäre, in Berlin ein römisches Bistum zu errichten, dessen Inhaber den Verkehr zwischen der Reichsregierung und der Kurie vermitteln könnte, da wurde als leuchtendes Exempel für diesen Geschäftsgang wiederum Kardinal Manning genannt. Das Leben und Wirken des Mannes hat aus all diesen Gründen ein allgemeineres Interesse.

Manning ist am 15. Juli 1808 geboren. Er hat mit seinem Zeit- und Schicksalsgenossen Kardinal Newman das gemeinsam, daß sie beide von Vätern abstammen, die eine Rolle spielten in dem „Hauptquartier der Weltlichkeit," in der City von London, und zwar in den allerinnersten Kultusstätten des Mammonismus; Newmans Vater war an einer Bank in Lombard Street beteiligt, Mannings Vater war zeitweise Gouverneur der Bank von England. In der Schule zu Harrow wie nachher in den Kreisen von Oxford zeigte Manning überall eine glänzende Begabung, aber ebenso eine leidenschaftliche Vorliebe für körperliche Uebungen. Eine bestimmte religiöse Richtung ließ er nicht erkennen, wohl aber eine ausgesprochne Neigung zum Befehlen. Das Aut Caesar, aut nullus soll auch über seine Lippen gekommen sein. Man pflegte von ihm in Oxford als von dem hübschen jungen Studenten zu reden, den man im Union Club gerne sprechen höre, der immer bereit sei zu sprechen, und zwar gut zu sprechen über jeden beliebigen Gegenstand. Schon damals sei er ein Vertreter jener liberalen Grundsätze gewesen, die er in spätern Zeiten so hartnäckig verfocht im Dienst der leidenden Menschheit und im Interesse Roms. Fragen des Rechts und der Verwaltung hatten für ihn den größten Reiz.

Im Jahre 1831 trat Manning in das Kolonialamt ein. Er wollte eine Macht ausüben, und zwar öffentlich, in den Augen der Nation.

> Sein erster Gedanke war der übliche Tagtraum eines begabten jungen Engländers der höhern Stände; er wollte einen Platz im Parlament gewinnen. Er wollte „eine große Sache allein führen"; alle sollten gegen ihn sein, aber er durch seine eigenste Beredsamkeit und Kraft wollte den Widerstand bezwingen und einen Triumph erringen, in dem die „große Sache" nur seinem großen Selbst verpflichtet wäre.*)

Da trat ein Wendepunkt ein, wiederum ähnlich wie im Leben Newmans. Der Vater verlor sein Geld, und für den Sohn schwand die Aussicht, ein Staatsmann zu werden, dahin. Zuerst war er tief darniedergebeugt, aber als eine Freundin darauf hinwies, daß „himmlische Ehren" immer noch im Bereich seines Strebens stünden, horchte er auf, überlegte und stimmte zu; er ging noch einmal nach Oxford, um die kirchliche Laufbahn zu betreten. Die Kirche sollte den Schauplatz seines Ehrgeizes abgeben statt des Staats. Das war sicherlich nicht die Meinung seiner Freundin, und ebensowenig hatte wohl er selbst ein deutliches Bewußtsein darum. Niemand konnte Antlitz und Gestalt des verstorbnen Kardinals ansehn, ohne zu bemerken, wie sehr der Intellekt bei ihm vorherrschte. Kein merkwürdigeres Beispiel für die Vormacht des Verstandes kann es aber geben, als dieser plötzliche Entschluß eines noch sehr jungen Mannes, sein ganzes Leben und Sein in eine ausschließliche Bahn zu werfen, an die er vorher kaum recht gedacht hatte, die für die gewöhnlichen Freuden der Jugend wenig Raum ließ, die aber immerhin die beste, ihm erreichbare Möglichkeit bot, in der Welt gesehn und gehört zu werden.

Schon im Jahre 1833 erhielt Manning die Pfarrstelle von Lavington und Graffham in Sussex. In demselben Jahre verheiratete er sich mit der Tochter seines Vorgängers, Caroline Sargent, und wurde dadurch der Schwager von Samuel Wilberforce, nachmals einem der bedeutendsten Bischöfe der englischen Staatskirche. 1837 starb die treffliche, reich begabte Gattin. Manning wurde aufs tiefste erschüttert. Er bekennt, daß er nach diesem Schlag sich unfähig gefühlt habe, der Vergangenheit anders zu gedenken, außer in unmittelbaren Andachtsübungen daheim oder in der Kirche; sonst habe er das zwingende Bedürfnis energischer Arbeit empfunden; nach bestem Können habe er sich bemüht, die Aufmerksamkeit immer auf bestimmte Ziele gerichtet zu halten und möglichst wenige Mußepausen dazwischen eintreten zu lassen. Und allem nach war das Leben dieses Landpfarrers ein überaus reges. In manchen Dingen meint man bei ihm etwas von dem „muskulösen" Christentum Kingsleys wahrzunehmen. Er konnte wohl einmal im Cricket sich mit einem seiner Bauern messen, sodaß derselbe nachher verkündete: „Der Pfarrer ist unbedingt der beste Cricketspieler im Dorf nächst mir!" Oftmals wanderte er zur Werkstatt des Hafners und versuchte sich auf der Drehscheibe so lange, bis er den schönsten Topf von der Welt fertig brachte. Begegnete ihm ein Kind mit schlechtem Schuhzeug an den Füßen, so erbot er sich, einen Schuh zu zahlen, wenn die Mutter den andern übernehme, und sogleich hinterlegte er den Betrag bei dem Krämer. Bezeichnend jedoch für die Koketterie, die in diesen Rom-wärtsstrebenden Kreisen herrschte, dürfte folgender kleine Zug sein, den ein Verehrer Mannings erzählt. Das Pfarrhaus lag nahe bei der Kirche, in der er jeden Tag das Morgen- und Abendgebet las. Er pflegte sich im Pfarrhaus anzukleiden, und „seine pittoreske Figur, wenn er im vollen Ornat zur Kirche schritt, war ein Anblick, den man nicht so leicht vergaß." Ebenso konnte man in spätern Zeiten rühmen hören, den Kardinal zur Kanzel gehn zu sehn, sei schon ein Genuß. Die Kirchen von Lavington und Graffham, beide alt und schadhaft, riß er nieder, um sie wieder aufzubaun. Gleich rastlos entfaltete Manning seine Thätigkeit nach außen. Mit zweiunddreißig Jahren wurde er Archidiakonus der Diözese Chichester, zwei Jahre später Select Preacher an der Universität zu Oxford. Ein beredter Prediger, ein erfolgreicher Plattformredner, ein tüchtiger Verwaltungsmann, bewegte sich Manning immer in den vordersten Reihen, im Thun und Wesen wie im Aussehn der distinguirte Kirchenmann. Schon früh betonte er, was von Anfang bis zu Ende der Schlüssel zu seiner Kirchenpolitik war, die Kirche müsse frei sein, und wenn möglich, müsse sie herrschen.

Daß im Temperament, in der ganzen geistigen Konstitution Mannings von Hause aus etwas lag, was ihn zum Hierarchen disponirte, dürfte schon aus dem Bisherigen hervorgehn. Wie sich des Nähern die Gedanken entwickelten, die ihn schließlich nach Rom führten, darüber hat jüngst R. G. Wilberforce Auskunft gegeben auf Grund einer Reihe von Briefen Mannings, die ihm vorlagen.*) Darnach scheint er beim Eintritt in das Pfarramt keinerlei ausgeprägte Ansichten besessen zu haben. Es genügten ihm die anglikanischen Anschauungen, wie sie durch Hooker (Ende des sechzehnten Jahrhunderts) ihren klassischen Ausdruck gefunden haben. In der Lehre von der Taufe unterschrieb er voll und ganz die Auffassung Luthers. Newmans erstmals erscheinende Predigten machten ihm viele Bedenken. Newman stelle das Christentum so ganz und gar nur als ein System von Forderungen dar und verkümmere den anziehenden, erquickenden, ermutigenden Geist der christlichen Hoffnung; Newman ignorire das Wirken des heiligen Geistes als einer stets gegenwärtigen Person, die uns hilft, lehrt, stärkt, leitet und befähigt, die von Gott geordneten Mittel zu unsrer Erneuerung zu gebrauchen. — Bei andrer Gelegenheit redet Manning von dem „bornirten Eigensinn der Ultraprotestanten innen und außen," aber ebenso von der „verblüffenden Keckheit des Papismus, der sich mit ungeahnter Hast vordränge."

*) The Record, January 22, 1892.

*) XIX. Century, February, 1892.

Eine Wandlung erfolgte im Jahre 1836. Da empfindet Manning immer stärker das Bedürfnis, seine Ansichten und Grundsätze einer Revision zu unterwerfen, sie an inspirirten und nicht inspirirten Autoritäten zu messen, sie auszureifen und in sichre, unanfechtbare Form zu bringen. Zweifelhaft wird ihm die religiöse Autorität der Staatskirche, da deren unerläßliche Voraussetzung die kirchliche Unabhängigkeit sei. Manning stellte in Chichester den Antrag auf Bildung eines Ausschusses, der mit dem Klerus der Diözese in Verhandlung träte über den Satz, daß alle kirchlichen Angelegenheiten durch die Kirche allein verwaltet werden dürfen. Eine kanonische Korporation sollte gebildet werden für Behandlung der kirchlichen Dinge. In eingehender Korrespondenz suchte er dafür Männer wie Gladstone, Keble, Pusey zu gewinnen. Eine Versammlung sollte an die Krone gehen mit der Bitte, daß die Ernennung der Bischöfe unmittelbar durch den König erfolge unter Beirat der geistlichen Häupter der Kirche. Manning wünschte Kirchenzucht eingeführt zu sehen, wenn auch nur leichthin, damit sie sich wenigstens einmal zeige. Er deutete an, die Erzbischöfe und Bischöfe sollten sofort und allgemein die Beobachtung der Heiligen-Tage durchführen, das Lesen der Abendmahlsliturgie vom Altar aus anordnen nebst andern geringfügigen Dingen, die doch dazu dienen könnten, die Kirche in den Vordergrund zu bringen und Aufmerksamkeit zu erregen, ohne Skrupel und Kontroversen zu wecken. Um jene Zeit schildert Manning humoristisch den Klerus als „eine Anzahl wackrer Männer in schwarzem Kaschmir, und der Nutzen, den wir schaffen, ist nicht sowohl ein geistlicher als ein gewöhnlicher, d. h. ein solcher, wie ihn jeder beliebige wackre, in schwarzem Kaschmir einhergehende Mann zu Tage fördern könnte.“ Es sollte ein geistliches Oberhaupt da sein, das hin und her die Suffraganen und den Klerus um sich sammeln würde, wenn auch nur als Zeugnis für die Sonderstellung und Disziplin des geistlichen Standes.

In dieser Richtung seines Denkens fühlte sich Manning 1839 bestärkt durch das Studium der kirchlichen Ueberlieferung; er meinte zu finden, daß die Traditon das axiomatische Gesetz sei, ohne das alle Meinungen los und trügerisch seien, auch wahre Sätze eben in der Luft schweben. Doch ist Manning noch Anglikaner durch und durch. Dr. Wiseman, der spätere Kardinal und Vorgänger Mannings, begann um jene Zeit, in schlauer Benutzung der Verhältnisse, seinen Feldzug gegen den englischen Protestantismus mit einer Reihe von polemischen Vorträgen. Manning nennt diese Vorträge „das kostbarste Stück von Jesuitismus, das ich je gefunden.“ „Wisemans Unehrlichkeit im Beweisen, Zitiren u. s. f. ist unglaublich“; „seine Zitate aus den Vätern sind schamlos.“

1845 trat Newman zur römischen Kirche über; das war für Manning ein schwerer Schlag und brachte ihn Aug in Aug mit seiner eignen Stellung; aber weit entfernt, durch dieses Ereignis in seinem Glauben an die Kirche Englands erschüttert zu werden, fühlte er sich vielmehr darin bekräftigt. Ja es schien einen Augenblick, als wollte er in energischer Selbstbesinnung innehalten auf dem eingeschlagnen Weg. Er beteuert, die englische Kirche biete eben jetzt Zeugnisse von Kraft und Leben in Theorie und Praxis; fromme Andacht und heiliges Leben habe sich binnen eines halben Menschenalters überall gehoben und entfaltet im Klerus wie im Volk, in den Schulen, Gemeinden und Familien. „Eher könnte ich, sagt Manning, an meinem wachen Bewußtsein zweifeln, als an der Gegenwart Christi unter uns und an den unbegrenzten Entwicklungszielen und Kräften, die eben damit der Kirche Englands verbürgt sind.“ Man müsse um die Gnadengabe der Geduld flehen. Kein Mensch könne die Kirche Englands verdammen, ohne sich offenbarer Hast und Voreiligkeit schuldig zu machen, solange man nicht der neuen Generation von Pfarrern und Laien Zeit lasse, emporzuwachsen. Die Zunge bringe manchen zu Fall; man möge sich hüten vor raschen Urteilen, oberflächlichen Kontrasten, unbegründeten Befürchtungen, wie vor der Neigung, Zeichen zu suchen, neue Kontroversbücher zu verlangen u. dergl., statt ruhiger, reifer, fester zu werden in den alten Wahrheiten. Die Leute machten den Fehler, daß sie eine Gruppe rühriger Menschen für die Kirche von England nähmen, oder daß sie wenigstens das Schicksal der Kirche an die Worte und Thaten etlicher ihrer Söhne geknüpft glaubten, die nur ihre Söhne wären, während die Mutter denn doch besser sei als diese.

Kann man sich besonnenere, sachgemäßere Erwägungen denken, als sie Manning in diesen Worten ausspricht? Wir haben sie wiedergegeben in genauem Anschluß an die urkundliche Darstellung von R. G. Wilberforce. 1846 wurde der Vorschlag gemacht, in Manchester ein anglikanisches Bistum neu zu errichten. Manning trat eifrig dafür ein. Der Episkopat müsse seine Macht mehren, eben indem er sich selbst mehre. „Mit Armut und ohne einen Sitz im Oberhaus“ wäre dieser siebenundzwanzigste Bischof von unschätzbarem Wert für die Kirche Englands, so recht eine Waffe und ein Zeugnis wider ein Zeitalter, das Geld und Rang anbetet. Uebrigens wollte Manning dem neuen Bischof doch ein Einkommen von 5000 Pfd. Sterl. zugewiesen sehen.

Da trat nun der vielgenannte Gorhamfall ein. Der Lordkanzler hatte einem Rev. Gorham das Kronpatronat von Bamford Speke in der Diözese Exeter übertragen. Dr. Philpotts, der Bischof, ein eifriger Hierarch, verweigerte die Bestätigung, weil Gorham Meinungen bekenne, die mit der Lehre der Kirche nicht übereinstimmten; d. h. Gorham war ein strenggläubiger Mann von kalvinischem Typus, er unterschrieb die Bekenntnisschriften seiner Kirche mit aller Freudigkeit, nur weigerte er sich, die Taufe in dem katholisirenden Sinn des Bischofs zu verstehn; er verharrte bei der Auffassung der Reformatoren. Es gab jahrelange Verhandlungen, Examinatorien u. s. w., der geistliche Gerichtshof entschied sich für den Bischof. Die höchste Instanz, der Geheime Rat, erklärte, sich einer gutachtlichen Aeußerung über die verschiednen theologischen Ansichten enthalten zu wollen; aber unter dem 9. März 1850 befahl er dem Bischof endgiltig, „den Herrn Gorham in seine Pfarre einzusetzen.“

Dieser Ausgang bot nun Manning die äußere Veranlassung, seiner Kirche den Abschied zu geben, über deren Gegenwart und Zukunft er eben noch so voll Glauben und Hoffnung gesprochen hatte. Der Inhalt des Urteils war ihm ziemlich gleichgiltig; aber daß ein weltlicher Gerichtshof überhaupt die Macht hatte zu entscheiden, dünkte ihn eine unbefugte Einmischung der Laien in geistliche Rechte. „Aber schließlich, sagt R. G. Wilberforce, war dieses Urteil nur der letzte Strohhalm, und es ist fraglich, ob Manning mit oder ohne Gorhamfall viel länger in der Kirche Englands geblieben wäre.“ Ein Winter, den er in Rom verbrachte (1847/48), mag sein Vorgehen noch beschleunigt haben. „Seine Stellung als Pfarrer einer kleinen Landgemeinde und Archidiakonus eines ländlichen Distrikts muß für einen Mann von so glänzenden Fähigkeiten und mit so rastloser Thätigkeit unerträglich gewesen sein.“ Und so, trotz des Drucks, den Gladstone und Bischof Wilberforce auf ihn auszuüben suchten, legte Manning im November 1850 seine Stellen nieder und zog sich faktisch von der englischen Kirche zurück. „Er fühlte, daß er ebenso gut an der heiligen Dreieinigkeit zweifeln könnte, wie daran, daß die (wahre) Kirche Eine, sichtbar und unfehlbar sei.“ Oktober 1851 trat Manning zur römisch-katholischen Kirche über. Falls uns dieser Schritt nun doch überraschen sollte nach den nüchternen und zugleich vertrauensvollen Erwägungen, mit denen Manning soeben noch die Lage und Verfassung seiner Mutterkirche beurteilt, den Austritt aus ihr als eine Sünde bezeichnet hatte, so müssen wir den verhängnisvollen Zauber in Rechnung nehmen, den diese weltlich-mystische Auffassung der Kirche als eines mit den imposanten Merkmalen der Einheit, Sichtbarkeit und Unfehlbarkeit ausgestatteten, Himmel und Erde umspannenden Organismus stets auf gewisse Gemüter ausübt, vollends in einer Atmosphäre, die ohnedies schon mit einer Fülle von katholisirenden Erinnerungen und Anklängen durchsetzt ist, wie die der englischen Kirche. Wir müssen aber insbesondre in Betracht ziehn den hierarchischen Ehrgeiz, der unleugbar einen hervorragenden Zug in Mannings Charakter bildet. Wir wagen nicht zu sagen, ob sein scharfsichtiger Schwager, Bischof Wilberforce, Recht hatte, als er den Unwillen des Prinzen Albert über den Uebertritt Mannings mit den Worten parirte, derselbe hätte die Kirche nie verlassen,

wenn man ihn zum Bischof gemacht hätte. Soviel ist jedoch sicher, die Ueberzeugung, daß die englische Kirche niemals dem königlichen Supremat entrinnen werde, hat Manning aus dem Gorhamfall gewonnen, genau zu derselben Zeit, als er jenes peinliche Stadium in der Laufbahn eines englischen Geistlichen erreicht hatte, das eintreten muß, wenn ein Mann lang in der Leute Mund gewesen ist für einen Bischofsstuhl, ohne daß ihm ein solcher angeboten wird. Jedenfalls war er mit seinen Bestrebungen in der römischen Kirche viel mehr in seinem Element, als er es in der englischen je hätte werden können. C S

Aus Luthers Trostbriefen

5. An solche, die um des Evangeliums willen Verfolgung leiden mußten

Das Evangelium forderte Opfer. Seine Bekenner mußten Schmach und Verfolgung, etliche gar Kerker und Tod erdulden. Luther hat es öfter beklagt, daß es ihm selbst nicht wie andern vergönnt gewesen sei, für die evangelische Wahrheit den Märtyrertod zu erleiden. Tief ergriffen ihn die Nachrichten von den Leiden und Martern seiner Glaubensgenossen — „eure Bande meine Bande, euer Kerker mein Kerker, euer Feuer mein Feuer," schrieb er einmal (E. A. 53, S. 231) —, aber über seine Trauer triumphirte doch weit der freudige Dank gegen Gott, weil nun, wie in der alten apostolischen Kirche, „wiedergekommen sei die Gestalt eines rechten christlichen Lebens, das mit Leiden und Verfolgung vor der Welt ist greulich anzusehn, aber köstlich und teuer vor Gottes Augen" (E. A. 53, S. 347). In diesem Sinne schrieb er im Jahre 1523 an die Christen in Holland, Brabant und Flandern, kurz nachdem in Brüssel die zwei ersten evangelischen Märthyrer verbrannt worden waren (E. A. 53, S. 180 f.):

Lob und Dank sei dem Vater aller Barmherzigkeit, der uns zu dieser Zeit wiederum sehen läßt sein wunderbares Licht, das bisher um unsrer Sünden willen verborgen gewesen. Aber nun ist die Zeit wiederkommen, daß wir der Turteltauben Stimme hören und die Blumen aufgehn in unserm Land (Hohel. 2, 11 f.). Welcher Freude, meine Lieben, Ihr nicht allein teilhaftig, sondern die vornehmsten worden seid, an denen wir solche Freude und Wonne erlebt haben. Denn Euch ists vor aller Welt gegeben, das Evangelium nicht allein zu hören und Christum zu erkennen, sondern auch die ersten zu sein, die um Christus willen Schande und Schaden, Angst und Not, Gefängnis und Fährlichkeit leiden und nun so voller Frucht und Stärke worden, daß Ihrs auch mit eignem Blut begossen und bekräftigt habt. — Gott sei gelobt und in Ewigkeit gebenedeit, daß wir erlebt haben, rechte Heilige und wahrhaftige Märtyrer zu sehen und hören, die wir bisher so viel falscher Heiligen erhoben und angebetet haben. Wir hier oben sind noch bisher nicht würdig gewesen, Christo ein solch teures, wertes Opfer zu werden, wiewohl unsrer Glieder viele nicht ohne Verfolgung gewesen und noch sind. Darum, meine Allerliebsten, seid getrost und fröhlich in Christo und laßt uns danken seinen großen Zeichen und Wundern, so er angefangen hat unter uns zu thun. Er hat uns da frische neue Exempel seines Lebens vorgebildet. Nun ists Zeit, daß das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in der Kraft stehe. —

In den Trübsalen und Verfolgungen der Gläubigen erkennt Luther gemäß dem vielstimmigen Zeugnis des Neuen Testaments ein nötiges Merkmal ihres Christenstandes, eine Besiegelung der von ihnen bekannten göttlichen Wahrheit; denn das Evangelium ist ihm wesentlich „ein Kreuzwort" (E. A. 53, 226 im Sendbrief an die Christen zu Augsburg):

Ich weiß, daß das Wort Gottes von Anbeginn der Welt derart gewesen, daß, wer es in die Welt tragen will, mit den Aposteln stündlich gewärtig sein muß, mit Verlassung und Verleugnung aller Dinge den Tod zu leiden. Wenn es nicht so wäre, so wäre es kein Wort Christi. Mit dem Tod ist es erkauft, durch vieler Tod ist es hinausgetragen und verkündigt, durch vieler Tod ist es bewahrt worden: so wird es auch mit vielem Sterben ferner erhalten und erneuert werden. Denn so ist unser Bräutigam ein Blutbräutigam. (Vgl. De Wette, Luthers Briefe Bd. 1, S. 130.)

Demnach sieht Luther in den Verfolgungen der evangelischen Bekenner keine Hinderung, sondern nur eine Förderung der heiligen Sache:

Daher wir auch nicht unsrer Trübsal, sondern des Jammers der Verfolger halben uns bekümmern; sintemal wir genug haben für uns und gewiß sind, daß sie uns keinen Abbruch thun können, sondern je mehr sie toben, sich verderben und uns fördern müssen, wie St. Paulus sagt Phil. 1, 12. Denn wer mag uns Leid anthun, so wir einen solchen Herrn haben, der den Tod und aller Widersacher Leben in seiner Hand hat? (Röm. 14, 9) und uns so tröstlich in unser Herz spricht (Joh. 16, 33): Seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Sie drohen uns mit dem Tode. Wenn sie klug wären, als sie thöricht sind, sollten sie uns mit dem Leben drohen. Es ist ein spöttliches, schimpfliches Drohen, daß man Christum und seine Christen mit dem Tod schreckt, so sie doch Herren und Siegmänner des Todes sind; gleich als wenn ich wollt einen Mann damit erschrecken, daß ich ihm sein Roß aufzäumte und drauf weiter reiten ließe. (E. A. 53, S. 122 im Schreiben an Hartmut von Kronberg, vom März 1522.)

Und so hält er es für geziemend, daß die bedrängten Glaubensgenossen ihrer Feinde nicht mit Rachsucht, sondern mit Erbarmen und Fürbitte gedenken sollen:

Wohl spricht St. Petrus: Selig seid ihr, so ihr um Gerechtigkeit willen leidet. Darum habt Ihr, lieben Freunde, wahrlich keine Ursache, daß Ihr Rache begehrt und Euren Feinden Arges wünscht, sondern vielmehr, daß Ihr Euch derselben herzlich erbarmt. Denn Ihr seid fürwahr, ausgenommen was sie noch treffen wird am Ende, schon allzuhoch gerächt; es ist ihnen schon allzuwehe geschehen, sie haben Euch einen Vorteil gethan, daß Ihr zu Gottes Trost kommt durch ihr Toben, sich selbst haben sie den Schaden gethan, den sie schwerlich und etliche nimmermehr überwinden werden. (E. A. Bd. 41, S. 117 ff. im Brief an die Miltenberger.)

Solche und ähnliche Trostgedanken spricht Luther aus teils in Sendschreiben an bedrängte Gemeinden (an die Christen in Holland und Brabant, in Livland, in Augsburg, Bremen, Miltenberg, an die aus Oschatz vertriebenen Christen, an die verjagten Leipziger, an die Gemeinde zu Pensa, vgl. E. A. Bd. 53, S. 180 ff., 190 ff., 223 ff. 347 ff, Bd. 41, S. 117 ff.; Bd. 55, S. 1 ff.; Bd. 56, S. 184 ff., 162 ff.), teils an einzelne um des Evangeliums willen verfolgte Glaubensbrüder, wie Hartmut von Kronberg (E. A. Bd. 53, S. 119 ff.), Lambertus Thorn (E. A. 53, S. 230 ff.), Leonhard Kaiser (De Wette, Bd. 3, S. 179 f.).

Verwandt mit den Trostschreiben dieser Art sind solche Briefe, in denen Luther seinen durch die trübe Lage der evangelischen Kirche verzagt und sorgenvoll gewordnen Freunden Mut einspricht. O A

Der Einzelne und die Alkoholfrage

2. Deutsche Anfänge der Mäßigkeitsarbeit

Die Frage, ob man die alkoholhaltigen Getränke mäßig genießen oder gänzlich verwerfen solle, beantworten wir so: abstinent leben sollten der Trinker, der Gefährdete und deren „Nächster," worunter je nach dem Falle die Ehefrau, der Bruder, Freund, Lehrer, Seelsorger, Vorgesetzte oder sonst ein zu solcher sittlichen Hilfe Verpflichteter zu verstehen ist. Abstinent leben sollten auch möglichst viele andre, die dazu keinen persönlichen Anlaß haben, aus gemeinnützigen Gründen: um den eben Erwähnten die Sache zu erleichtern, um den Volksglauben an die Notwendigkeit dieser Getränke praktisch Lügen zu strafen, um das Nichttrinken wenigstens ebenso leicht zu machen, wie heute das Nichtrauchen ist. Zu solcher Abstinenz des gemeinen Wohles halber scheinen die besonders verpflichtet, die viel mit Trinkern in Berührung kommen, deren Beispiel im Schlechten wie im Guten besonders beachtet wird, die von Amts wegen oder aus Neigung mit Wort und Schrift dem Trunke entgegenarbeiten. Geistliche, Lehrer und Aerzte sollten

besonders bedenken, daß ihre Beteiligung an der Trinksitte gar manchem Trunkenbolde den Eintritt in die Kneipe erleichtert und daß die Säufer sich allemal auf ihr Vorbild berufen. Besonders nahelegen möchte ich die Abstinenz allen jüngern Lesern; wir Jüngern haben gegen neue Reformgedanken größere Pflichten als die, die ihr Tagewerk gethan. In England und Amerika zitirt man viel den Rat eines großen Mannes an die Jünglinge:

Wenn ihr ein reiches, glückliches Mannes- und Greisenalter haben wollt, so bindet euch in der Jugend an eine gute, aber unpopuläre Sache und kämpft für sie; der allmähliche Erfolg wird euch später umso glücklicher machen.

Man denke nur an die Männer, die drüben die Abschaffung der Sklaverei oder die hüben die Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes nach vielen schweren Tagen durchsetzten. Wer immer mit dem Strom schwimmt, kommt gut vorwärts; aber nur der Kampf und die Arbeit sub specie aeterni macht starke und glückliche Männer.

Was sollen und können aber die vielen thun, die sich nicht zur Abstinenz entschließen? Vieles und Großes, wenn sie wirklich herzhafte, treue Männer und Frauen sind. Die Alkoholgegner spotten manchmal über die Gegner des „Mißbrauchs," nicht ganz mit Recht, aber auch nicht ganz mit Unrecht. Recht viele gute Menschen gehen gegen die Trunksucht so zaghaft und träge vor (Zaghaftigkeit und Trägheit sind Schwestern), sie sind so sehr gemäßigte Anhänger der Mäßigkeit, daß man ihre Arbeit unter dem Mikroskop betrachten möchte. Und da sie so thun, als ob sie etwas thäten, lullen sie ihre Landsleute in dem Wahn ein, daß der Kampf gegen den Trunk besorgt würde, während doch so gut wie nichts geschieht. Solche Mäßigkeitsfreunde haben mit ihren platonischen Freundschaftserklärungen und zwei Mark Jahresbeitrag höchstens den Wert, den der Ballast für das Schiff hat; wir brauchen aber heute vor allem Matrosen, Soldaten und Offiziere.

Die Trunkgegner, die den Getränken nicht völlig entsagen wollen, müssen bedenken, daß ungefähr alle, die überhaupt trinken, sich einbilden, mäßig zu sein. Daher kommt es auch, daß die Mäßigen gar keinen Gegner zu treffen scheinen, denn selbst die Wirte, die Brauer und Brenner preisen ja die Mäßigkeit allgemein, macht doch das mäßige Trinken ihr Gewerbe anständig. Diese Durchschnittsmäßigkeit ist für keinen Menschen gestattet, der die große Alkoholnot kennt und Menschenliebe im Herzen hat.

Ich will, und zwar nicht ganz ohne Vorbild, einen Mann zeichnen, dessen Mäßigkeitsstandpunkt das Ideal derer sein kann, die nicht ganz ohne diese Getränke leben wollen. Nehmen wir an, er sei Arzt. In seiner Familie wird im alltäglichen Leben kein Wein und Bier getrunken; mittags genügt Wasser als Zutrunk, abends Thee. Die Kinder trinken nie Alkoholisches. Wenn Gäste kommen und die Tageszeit gestattet es nicht, daß Kaffee oder Thee angeboten wird, bringt die Frau ohne weiteres einen Fruchtsaft oder sonst ein alkoholloses Getränk; die Gäste begrüßen das immer als etwas Neues und Wohlschmeckendes und fragen gewöhnlich nach dem Rezept. Erst fiel es der Hausfrau schwer, solche Getränke zu beschaffen und anzubieten, Studium und Gewohnheit erleichterten es bald. Anfangs fragte sie, ob sie ein Glas Wein oder Heidelbeersaft anbieten dürfe, gewöhnlich wurde der Fruchtsaft verlangt. Sie kocht nur solche Speisen, die keinen künstlichen Durst erregen, und erhält in ihren Kindern den natürlichen Geschmack für das Süße. Milch wird reichlich geboten. Der Mann, den sein Beruf mit vielen Leuten zusammenführt und längst zu einer stadtbekannten Persönlichkeit gemacht hat, benutzt jede gute Gelegenheit, im ernsten Tone von der Gefährlichkeit der geistigen Getränke zu reden, vor ihrem regelmäßigen oder unmäßigen Genuß zu warnen, das Beispiel der in der Stadt lebenden Abstinenten anzuerkennen. Wenn er zu einem Diner oder Festessen gehen muß — er sucht solche Gelegenheiten nicht, aber er kann sie nicht gänzlich meiden — ist er ein fröhlicher Gast, trinkt sein Glas Wein mit den andern, aber seine Nachbarn merken wohl, daß er wenig trinkt und den Wein zu verdünnen liebt. Und sein Beispiel der Mäßigkeit wirkt ansteckend. Als er einmal eine große Gesellschaft bei einem Sommerausflug ausführte und bei der Rast in der Mühle ein Glas Milch bestellte, hatte er die Freude, daß von vierzig Personen nur zwei Bier, die andern alle Milch oder Kaffee tranken, die meisten, weil sie wußten, daß der Herr Doktor von der Vereinigung des Natur- und Biergenusses nichts hält. Er geht in der Woche einmal in einen Gasthof, um mit Kollegen ein paar Stunden gemütlich zu verplaudern; wenn ihn dort einer wegen seiner Mäßigkeit beim Biere und wegen seines pünktlichen Aufbrechens tadeln wollte, so hat er eine Antwort bereit, der das attische Salz nicht fehlt. Er ist Mitglied im Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, hält alle paar Jahre einen Vortrag für die Sache, kauft alle guten Schriften gegen den Trunk, um sie zu verschenken oder in seinem Wartezimmer auszulegen, und macht unter Patienten und Freunden eifrig Propaganda für den genannten Verein und dessen Einrichtungen. Wenn in den Zeitungen, die er hält, Aufsätze stehn, in denen die Mäßigkeitsleute verspottet, das Kommersiren gerühmt, dieses schwere Bier oder jener Liqueur gepriesen wird, so läßt er sich die Mühe nicht verdrießen, den Redakteur auf die bedenkliche Wirkung solcher Notizen aufmerksam zu machen. Auch schickt er gute, volkstümliche Aufsätze aus Mäßigkeitsblättern an die Zeitungsredaktionen und findet sie in der Regel bald abgedruckt, denn jeder Redakteur nimmt Rücksicht auf die Wünsche der Leser, wenn sie ihm kundgegeben werden. Reichen Leuten sagt er, daß sie ihren Mammon gar nicht besser verwenden könnten als zur Förderung der Mäßigkeitssache, und die Vorstände aller Einrichtungen zur Vorbeugung des Trunks merken mit Vergnügen, wenn der Herr Doktor seine wohlhabenden Patienten geschröpft hat. Die Gewinnung von aufrichtigen Herzen für die Sache schätzt er jedoch viel höher. Als er eine Summe erbte, die in Brauereiaktien recht rentabel angelegt war, verkaufte er die Aktien, um sich von ihnen nicht verführen zu lassen, und legte das Geld in einer gemeinnützigen Baugesellschaft an, wo es höchstens vier Prozent bringt, ihn aber in „der bessern Hälfte" seines innern Lebens kräftigt. Seinem Kutscher und andern Dienstleuten hat er nicht bloß strenge Nüchternheit zur Pflicht gemacht, sondern er hat auch ernstlich geprüft, ob in ihrem Arbeitsverhältnis kein Anlaß oder Vorwand zum Trinken verborgen sei, und auch das kostete ihn einiges, wenngleich es sich anderweitig bezahlt macht. Er gilt durchaus nicht als Sonderling, aber sein Eintreten gegen den Alkohol ist auffällig genug, um vielfache Wirkungen zu hinterlassen.

Das Beispiel dieses Mannes ist eine Antwort auf die Frage: Was ist Mäßigkeit, für die Trunkbekämpfung brauchbare Mäßigkeit? Eine allgemein anerkannte Definition der Mäßigkeit giebt es nicht, aber darum ist nichts zu verwerfen, weil man es nicht definiren kann. Jeder muß mit sich selbst ausmachen, was er zu thun hat, um dieser großen Alkoholnot gegenüber sein Gewissen rein zu halten.

Freilich der Einzelne fühlt sich leicht zu schwach und unbedeutend. Doch niemandem wird die Vereinsamung in diesem Kampf auf die Dauer zugemutet. Wer mutig gegen den Trunk auftritt, findet überall Freunde; er bekehrt allmählich in seinem alten Bekanntenkreise genug Männer, um an ihnen die Genossen und Gesellschaft zu finden, die sich so schwer entbehren läßt, oder er knüpft neue Bekanntschaften und Freundschaften an, die ihm förderlicher sind als die alten. Und es fehlt ja auch nicht an Vereinen, die den Einzelnen aufnehmen und stärken, die ihm die Gelegenheit zeigen, wo er nützen kann, die durch ihre Zeitschriften und Bücher ihn immer wieder anregen und ihm die nötigen Antworten auf die Kritik der Gegner an die Hand geben. Es ist jedem Feinde des Trunks dringend zu raten, sich einem solchen Verbande oder mehreren anzuschließen. Folgende Vereine kommen besonders in Betracht:

Der „deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke," der seinen Sitz in Bremen hat; der bekannte Schriftsteller August Lammers ist sein Geschäftsführer, Oberbürgermeister Struckmann in Hildesheim ist Vorsitzender. In den meisten deutschen Ländern und Provinzen bestehen Zweigvereine. Diesem Verein sollten sich alle Gegner des Trunks anschließen,

da er in jeder Beziehung neutrales Gebiet ist und ein solches Band für alle Parteien der Temperenzler recht großen Wert hat. Auch Abstinenten gehören dem Verein an, und wenn manche die Schlaffheit und Unthätigkeit einzelner Gruppen dieses Verbandes beklagen, so muß ihnen gesagt werden, daß daran die Satzungen nicht schuld sind, daß es jedermann unbenommen ist, Mitglied zu werden und ein frisches Vorgehen anzuregen. Die Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke haben das große Verdienst, die in Mißachtung geratenen Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland wieder erweckt und zu einiger Beachtung bei Gebildeten und Behörden gebracht zu haben. Sie haben viel Belehrung über die wahre Natur des Alkohols verbreitet, sie haben besonders den Schnaps in Mißkredit bringen helfen, sie haben mancherlei Einrichtungen geschaffen oder angeregt, die vom Wirtshause ablenken. Als Zeitschriften vertreten diese Vereine die von Lammers redigirten „Mitteilungen des deutschen Vereins u. s. w." und meine „Mitteilungen zur Bekämpfung der Trunksucht."

Danach ist am wichtigsten der Guttemplerorden, der in Schleswig-Holstein 2000 Mitglieder zählt, aber auch in Berlin und Leipzig Fuß gefaßt hat und anderwärts Logen zu gründen wünscht. Dieser Orden paßt sich besonders den Wünschen und Bedürfnissen der kleinen Leute an und hat unter ihnen schöne Erfolge. Die Mitglieder unterstützen einander in Krankheit und Not, sie kommen häufig zusammen und halten ähnliche Sitzungen ab wie die Freimaurer; sie dürfen keinerlei berauschende Getränke herstellen, anbieten oder trinken; leichtes Bier gilt jedoch nicht als berauschend. Das Buch „Der unabhängige Orden der Guttempler" von Kleemeyer und Nebel (Gravenstein, Druckerei von Carstensen) giebt weitere Auskunft. Carstensen giebt auch das Blatt der deutschen Guttempler „Das Familienglück" heraus.

Der aus der Schweiz zu uns gekommne „Verein zum Blauen Kreuz" macht leidliche Fortschritte, obwohl er in Deutschland lange nicht das Interesse erweckt, das er in der Schweiz gefunden hat. Er ist als ein Zweig der Innern Mission zu betrachten: die Rettung der Trinker ist seine Hauptaufgabe, die Erweckung oder Pflege christlichen Glaubenslebens sein Hauptmittel. Zur Abstinenzfrage stellt er sich so, daß er volle Enthaltung für Trinker und Gefährdete und die, die sich der Mission an ihnen widmen wollen, verlangt; den übrigen soll der mäßige Genuß der „Gottesgabe" Wein nicht genommen werden. Oberpfarrer Dr. Martius in Dommitzsch verschickt oder nennt gern Auskunft erteilende Schriften über das Blaue Kreuz. Als Zeitschrift ist der volkstümlich gehaltne „Illustrirte Arbeiterfreund" hervorzuheben.

Es sei mir auch gestattet, den von mir begründeten, jetzt von Buchhändler Tienken in Bremerhaven geleiteten „Alkoholgegnerbund" zu nennen, der allerdings noch unbedeutend ist, weil während seiner drei ersten Lebensjahre nicht die rechte Zeit und Kraft auf seine Entwicklung verwandt wurden. Er ist neutrales Gebiet in bezug auf Religion und Politik und befaßt sich auch nicht mit weitern Zwecken wie die Guttemplerorden. Seine Aufgabe ist die Bekämpfung der Trinksitte; die ordentlichen Mitglieder müssen abstinent sein. Personen, die das Ziel des Vereins unterstützen wollen, ohne sich der geistigen Getränke zu enthalten, können dem Verein als Anhänger beitreten. Verwandt ist der „Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses", der kürzlich von Schweizer Studenten nach Züricher und Baseler Muster in Berlin begründet wurde. Dr. Burckhardt, am Zeughaus 1, ist Vorsitzender. Die Schweizerischen Studenten befleißigen sich einer scharfen Tonart und greifen mit Vorliebe die Temperenzler an, die nicht auf das Evangelium von Basel und Zürich schwören; dadurch erlangen sie in manchen Kreisen Freunde für die Abstinenz, besonders unter Studenten und Sozialisten, die durch ein duldsames Auftreten nicht gewonnen würden. Zeitschrift dieser Gruppe ist die von Lehrer C. Wagener in Sabro bei Mundelstrup in Jütland redigierte „Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten."

Wie überall, sollte auch für unsre deutsche Mäßigkeitssache das Wort gelten: „Im Nötigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe." Man sollte sich nicht soviel darüber streiten,

welche Waffengattung im Mäßigkeitsheere die bessre ist; sie sind alle nötig und brauchbar. Wollte nur jeder zu der Truppe sich freiwillig melden, die ihm am liebsten ist; wollte nur niemand faul hinter dem Ofen bleiben! Es gilt einen Befreiungskrieg, so groß und dringlich, wie je einer war. Was der Name Napoleon vor achtzig Jahren in deutschen Herzen erweckte, sollte der Name Alkohol wieder in allen hervorrufen: Beschämung, Zorn und das Gelübde, die beste Kraft für die heilige Sache einzusetzen.

Bde

Bücher und Schriften

(Aus dem Lande der umgekrempelten Heiligen) In einem soeben erschienenen Buche von Wilhelm Bode, „Indivi" das demnächst von andrer Seite in diesen Spalten näher gewürdigt werden soll, erhalten wir u. a. Kunde von einem Lande der umgekrempelten Heiligen. Da es den meisten Lesern unsers Blattes so gehen dürfte wie mir, daß sie von diesen sonderbaren Heiligen noch nichts gehört haben, können wir der Versuchung nicht widerstehn, die Geschichte hier zum Besten zu geben.

„Es war einmal ein kleiner Junge. Und dem seine Mutter setzte ein paar Klucken; und der Junge wartete und wartete, bis die Eier ausgebrütet wären und die kleinen Küken herauskämen. Und als er sich nicht mehr halten konnte vor Ungeduld, guckte er in das Nest und sah, wie in dem einen Ei ein kleines Küken sich bemühte, die Schale zu zerpicken. Ich muß den armen Tierchen helfen, dachte der Junge und zerklopfte vorsichtig die Eierschalen. Da waren die Tierchen frei, und er freute sich. Aber nach einer Stunde waren sie allesamt tot. Der kleine Junge wurde ein Mann, ein angesehner, kluger und frommer Mann ....

Die Schalen der Küchlein zerbrach er nicht mehr, er hatte nun genug Gottvertrauen, daß er auf diese Weise in die natürliche Entwicklung der Dinge nicht voreilig und täppisch eingriff. Aber in menschlichen Angelegenheiten traute er Gott nicht viel zu, wenn er das auch nicht sagte. Deshalb wollte er gern ins Parlament gewählt werden und für seine Mitmenschen Gesetze machen, damit sie alle gut und klug und glücklich würden. Er wurde auch wirklich gewählt. Zuerst machte er ein Gesetz gegen den Diebstahl. Er hatte ein dunkles Gefühl, daß der liebe Gott schon ein Gebot dagegen gegeben hatte; aber er dachte, die Leute würden das nicht beachten, wenn er nicht dem lieben Gott ein bischen zuhilfe käme. Deshalb machte er ein Gesetz, daß jeder, der des Diebstahls überführt würde, in eine Gefängniszelle eingesperrt werden sollte. Als er in seinen Wahlkreis zurückkehrte, dankten ihm seine Wähler sehr für das vortreffliche Gesetz. Sie verschlossen aber ihre Thüren und Kästen und Koffer genau so sorgfältig wie bisher, weil sie im Grunde ihrer Seelen ein Gefühl hatten, daß ihr Abgeordneter auch nicht mehr machen könne als der liebe Gott.

Einmal in einer Nacht träumte unser Staatsmann und ward in seinem Traume in das Land der umgekrempelten Heiligen getragen. Dort können die Menschen ihr Inneres nach außen kehren, und wenn sie das thun, kann natürlich keiner den andern beschwindeln. Es war gerade Sitzung des Parlaments, und man gestattete ihm, als Kollegen, einer Sitzung beizuwohnen. Es wurde gerade über einen Paragraphen gegen das Stehlen beraten, und alle Redner sprachen sich dafür aus. Unser Staatsmann fühlte sich ganz in seinem Elemente und drückte seinem Nachbar seine herzliche Freude aus, daß man in ihrem Lande auch der Ueberzeugung sei, das Volk müsse durch strenge Gesetze zur Tugend erzogen werden.

Darauf krempelte sich der Angeredete plötzlich um, sodaß sein Herz vorn heraus hing, und in dem Herzen sah man eine gute Portion Selbstsucht.

Was reden Sie da für Unsinn! schrie er unsern Staatsmann an. Sie müssen sehr unwissend sein. Wir nennen dies ein Gesetz gegen das Stehlen, weil das gut klingt; aber in Wahrheit ist es ein Gesetz, um das Stehlen zu erleichtern und das Betrügen ungefährlicher zu machen. Bitte, setzen Sie nur mal meine Brille auf und lesen Sie, was zwischen den Zeilen steht.

Unser Staatsmann setzte die Brille auf und las zuerst das Gedruckte. Es lautete: »Jede Person, die der unten bezeichneten Handlungen überführt wird, soll des Diebstahls schuldig sein und mit Gefängnis bestraft werden.« Aber siehe da, er bemerkte auch eine Schrift zwischen den Zeilen: »Jede Person, die in andrer als der unten bezeichneten Weise stiehlt, soll für unschuldig und ehrenhaft angesehn werden; und auch die unten bezeichneten Handlungen sollen frei ausgehn, wenn sich der Dieb herauslügen kann. Wer sich aber nicht herauslügen kann, soll mit Gefängnis bestraft werden.«

— Aber — —, stotterte unser Staatsmann, ihr verführt ja die Leute, wider Gottes Gebot zu handeln.

Fauler Kopf! Natürlich thun wir das, erwiderte der umgekrempelte Heilige. Wozu sind wir denn sonst da? Wenn wir wollten, daß die Leute nach den Geboten Gottes und der Natur lebten, so ließen wir sie unbehelligt und gäben ihnen so eine Gelegenheit dazu. Sie halten uns doch wohl hoffentlich nicht für so dumm, daß wir glauben sollten, Gott könne nicht ohne unsre Hilfe die Welt regieren?

— Nun, erwiderte der Staatsmann, in meinem Vaterlande — — —

O in Ihrem Vaterlande! unterbrach ihn der Umgekrempelte ungeduldig. Ich vermute, daß die Menschen in Ihrem Vaterlande ziemlich

eben so sind wie anderwärts, Sie wollen es bloß nicht gern zugeben. Bitte, krempeln Sie sich gleich einmal um!

— Ich kann nicht, antwortete der Staatsmann.

Sie müssen. Wir lassen uns hier nichts vormachen; der Schwindel ist hier nur gestattet, wenn wir wissen, was dahinter steckt. Allons! krempeln Sie sich um!

Und zu seinem gewaltigen Schrecken fühlte der Staatsmann, wie sein Inneres sich nach außen kehrte. Das Gefühl war so neu und eigenartig, daß er kaum einen vernünftigen Gedanken fassen konnte.

Der umgekrempelte Heilige besah sich das Herz unsers gleichfalls umgekrempelten Staatsmannes. Dann sprach er:

Das habe ich mir gedacht. Bitte sehen Sie sich selbst einmal die Geschichte auf Ihres Herzens Grunde an.

Der Staatsmann versuchte es; aber ehe er es erblickte, wachte er auf. Er lag sicher und warm in seinem Bett, aber ihm war katzenjämmerlich zu Mute. Er faßte unwillkürlich an seine Brust, und als er gewiß war, daß das Innere inwendig war, entfloh ihm ein Seufzer großer Erleichterung. Es war doch gut, daß nicht jedermann sehen konnte, was unten in seinem Herzen schwamm. . . . . ."

(Indivi. Ein absonderlicher Reisebericht von Wilhelm Bode. Bremerhaven und Leipzig, Tienken. 135 S. 2 Mk.)

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 33 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Sechsundvierzigste Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 5., 6., 7., 8. und 9. September 1892 zu Bremen

Während der Dauer der Versammlung ist im „Hotel zum Adler," kl. Barkhof 1, Ecke der Bahnhofsstraße ein Anmelde- und Wohnungsbureau für sämtliche Festteilnehmer geöffnet.

Das Bureau des Zentral-Vorstandes befindet sich in Siedenburgs Hotel (am Wall Nr. 175).

Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- oder sonstigen Vereine alsbald nach ihrer Ankunft ihre Vollmachten im Bureau des Zentral-Vorstandes abgeben, zu deren Empfangnahme ein Beauftragter des Zentral-Vorstandes zugegen sein wird.

Bei demselben ist auch die Einzeichnung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Berichte und Festpredigten, die Anmeldung oder Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen, ebenso die Anmeldungen der Wünsche für Empfang der Kultusgegenstände, die für die Diaspora bestimmt sind, zu bewirken.

Es wird ferner gebeten, die Anmeldung bei dem Anmelde- und Wohnungsbureau durch Karten mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Namen und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. Nur in diesem Bureau werden die Festkarten und Tischkarten ausgegeben, ebenso Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt.

Montag, den 5. September

9 Uhr vormittags: Beratung des Zentral-Vorstandes in Siedenburgs Hotel. — Nachmittags: Fortsetzung der Beratung.

Dienstag, den 6. September

Vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentral-Vorstandes. — Nachmittags 3½ Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Gäste im großen Saale des Künstlervereins. — 4½ Uhr: Festgottesdienst im Dom. Predigt: Prälat D. Doll aus Karlsruhe. — Abends 7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung im Konventsaale des Künstlervereins. Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentral-Vorstandes die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine, die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt. Nach Schluß der Versammlung gesellige Vereinigung im großen Saale des Künstlervereins.

Mittwoch, den 7. September

7 Uhr: Choral vom Dom. — 7½ Uhr: Glockengeläute von allen evangelischen Kirchen Bremens. — 8½ Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen auf der Börse, von da Festzug nach der St. Petri-Domkirche. — 9 Uhr: Festgottesdienst in der St. Petri-Domkirche. Predigt: Hofprediger D. Rogge aus Potsdam. — 11 Uhr: **Erste öffentliche Hauptversammlung** in der St. Petri-Domkirche. I. Eröffnungsansprache des Versammlungspräsidenten. II. Vortrag aus dem Jahresberichte des Zentralvorstandes: Schulrat Dr. Hempel aus Leipzig. III. Begrüßungen, Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen. IV. Vortrag über die obersteyerische Diaspora: Pastor Hilbert aus Ramsau. — 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl im Parkhause (Bürgerpark). — 6 Uhr: Konzert vor dem Parkhause. — 8 Uhr: Oeffentliche Versammlung der Mitglieder und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins im Kasino, daselbst Ansprachen und Vorträge des Lehrergesangvereins.

Donnerstag, den 8. September

7 Uhr: Choral vom Dom. — 8 Uhr: **Zweite öffentliche Hauptversammlung** in der St. Petri-Domkirche. I. Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes. II. Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1890/91. III. Wahl von drei Rechnungsprüfern in Leipzig auf die Jahre 1893, 1894, 1895. IV. Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Zentralvorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden: Buer in Westfalen, Heinrichsfelde-Königshuld in Schlesien, Neustadtl in Mähren vorgeschlagen worden sind. Bericht über die drei Gemeinden: Prälat D. Habicht aus Darmstadt. V. Beratung und Beschlußfassung über die etwaigen durch die Vorversammlung auf die Tagesordnung gebrachten Gegenstände. VI. Fortsetzung der Ansprachen; soweit thunlich. VII. Bestimmung über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung. — Nachmittags: Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Bremens. — 7 Uhr: Konzert in der St. Petri-Domkirche: „Jephta" von C. Reinthaler. Nach demselben gesellige Vereinigung im Ratskeller.

Freitag, den 9. September

Morgens ca. 7½ Uhr: Fahrt per Extrazug nach Bremerhaven und von da per Nordd. Lloyd-Dampfer nach See. (Näheres über diese Fahrt wird seiner Zeit in Bremen bekannt gemacht werden.)

Schlußbemerkung

1. Diejenigen Festteilnehmer, die durch Vermittlung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 1. September unter der Adresse des Herrn Herm. Frese, Breedenstr. 15, anmelden. Unter derselben Adresse können auch schon im voraus die Tisch-, Fest- und Fahrkarten gegen Einsendung des Betrages bezogen werden.

2. Die Festkarte (zu drei Mark) berechtigt zur Benutzung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und bei den öffentlichen Versammlungen und des Kirchenkonzerts. Für die Fahrt nach Bremerhaven werden im Anmeldebureau bei Lösung oder später gegen Vorzeigung der Festkarte besondere Karten ausgegeben, die aber spätestens bis Mittwoch Abend genommen werden müssen. (Preis wird später bestimmt werden.)

3. Die Tischkarte (zu drei Mark ohne Wein) berechtigt zur Teilnahme an dem gemeinsamen Festmahle Mittwoch um 3 Uhr. Diese Teilnahme kann aber nur denen zugesichert werden, die ihre Karte bis Dienstag Mittag gelöst haben.

Leipzig und Bremen

Der Zentralvorstand des Evangel. Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung
Der Festausschuß

Herzliche Bitte

Wegen bevorstehend. 25jähr. Weihejubiläums seiner inmitten des Ortes auf einer Anhöhe reizend gelegenen Kirche läßt der Kirchenvorstand von **Scheibe i. Thür.** den bisher unvollendeten Kirchturm ausbauen. Da die Gemeinde ganz arm ist, hat er sich verpflichten müssen, die Bausumme bezw. die Zinsen für ein etwa aufzunehmendes Kapital aufzubringen. In der Hoffnung, daß der oder jener von den geehrt. Lesern der „Chr. Welt" gern die Hand bietet zur Ausführung eines Werkes zur Ehre Gottes und zum Frommen einer armen Gemeinde, sendet er die herzlichste Bitte hinaus, den noch fehlenden Betrag der Bausumme (gegen 3500 Mk.) durch Beitrag eines Scherfleins decken zu helfen.

Der Kirchenvorstand zu Scheibe i. Thür.
R. Rösch, Pfarrer.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Johann Hinrich Wichern
Sein Leben und Wirken

Nach seinem schriftl. Nachlaß u. d. Mitteilungen d. Familie dargestellt von **Friedrich Oldenberg**

Erster Band: Die ersten vierzig Lebensjahre.
Mit dem Bildnisse Wicherns und einer Ansicht des alten Rauhen Hauses.
602 Seiten. M 9. — Gut gebunden M 10.

Zweiter (Schluß-) Band: Vom Jahre 1848 bis z. Heimgang.
431 Seiten. M 7. — Gut gebunden M 8.

Cand. min. (Wittenberger Prediger-sem.) erbietet sich als **Hilfsprediger.** A. B. postlag. Kaltenordheim, Rhön.

Statt besondrer Anzeige
Die glückliche Geburt eines gesunden Knaben zeigen hocherfreut an
Prof. Lic. **Johannes Weiß**
u. Frau geb. Ritschl
Göttingen, 7. August 1892.

Meine Verlobung mit Fräulein Marie Schomburg, der jüngsten Tochter der verw. Frau Förster Auguste Schomburg zu Bockelnhagen, beehre ich mich hierdurch anzuzeigen.
Zwinge, den 5. August 1892.
Gustav Habermann,
Pfarrer.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig